P.o germ. 1198 d

Constants

curiose Lebensgeschichte

und

sonderbare Fatalitäten.

Ein Buch

fürs Volk

besonders für

Handwerksbursche

von

C. G. Salzmann.

Erster Theil.

Mit Bildern.

Leipzig,
bey Siegfried Lebrecht Crusius.
1791.

75 36

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Der Handwerksmann ist ein sehr nützliches und unentbehrliches Mitglied in der menschlichen Gesellschaft. Was der Landmann durch seinen Fleiß der Erde abgewinnt, das verarbeitet er und macht es recht nutzbar, und was der Denker erfindet, das führt er aus. Fast alles, was wir um uns sehen, unser Haus, Hausgeräthe, Kleidung, verdanken wir seinem Fleiße. Sollte also nicht jeder Rechtschaffene wünschen, daß diese so nützliche und unentbehrliche Classe der Menschen für ihren Fleiß auch hinlänglich belohnet werde? daß sie bey ihren, oft sehr mühsamen, Geschäften ihres Lebens auch sich freuen könne? Dieß geschieht aber leider nicht immer. Die Häuser der Handwerksleute sind oft Wohnungen des Elends, wo Sorge, Kummer, Dürftigkeit, Hunger und Krankheit regieren, und die Kinder diejenigen Jahre verseufzen, in denen sie hüpfen und springen sollten.

Der erste Grund hievon liegt gar nicht in bösen Zeiten, noch in so etwas, sondern

vor-

vorzüglich in dem unvollkommnen Unterrichte, den sie in der Jugend genossen. Sie lernten weder die Natur, noch die Geschäfte des menschlichen Lebens; nicht einmal sich selbst und die Beschaffenheit ihres Körpers kennen. Ists da wohl zu verwundern, wenn sie sich weder zu rathen noch zu helfen wissen?

Um diesem Mangel etwas abzuhelfen, schrieb ich dieß Buch, welches bisher stückweise im **Boten aus Thüringen**, abgedruckt war. Ich zweifle nicht, daß alle, die es mit Nachdenken lesen, daraus manches werden lernen können, das ihnen zur Verbesserung ihrer Umstände dienlich ist. Vorzüglich wünsche ich, daß es in die Hände der Handwerksbursche kommen und von ihnen recht fleißig gelesen werden möge, weil es diese vor manchen Schritten warnen wird, durch welche gewöhnlich die Handwerker sich unglücklich machen.

Gott wird ohne Zweifel die Saamenkörner, die in diesem Buche liegen, segnen, daß sie in den Herzen der Leser keimen und reichliche Früchte tragen. Schnepfenthal, den 14ten Merz, 1791.

C. G. Salzmann.

Director der Erziehungsanstalt.

Erstes Kapitel.

Welches von Constants Kindheit handelt.

Ich habe zwar keine großen Thaten gethan, und mein Name hat auch nicht in den Zeitungen gestanden; durch besondere Führungen Gottes bin ich aber aus großer Armuth und großem Elende so weit gebracht worden, daß ich nun mein gutes Auskommen habe, und im Stande bin, nicht nur mich und meine Familie zu ernähren, sondern auch vielen andern Leuten Nahrung zu verschaffen, und manches Gute im Stillen zu thun, davon ein ehrlicher Mann nicht gern öffentlich spricht.

Deswegen will ich meine Lebensbeschreibung aufsetzen, weil ich glaube, daß darinne manches vorkommen werde, das junge Leute im Vertrauen auf Gott bestärken, und ihnen zur Lehre dienen kann, wie sie sich in den vielen Nöthen, in welche der Mensch zu gerathen pflegt, selbst helfen können.

Gebohren wurde ich in einem Städtchen, das ich Luchsenhausen nennen will, weil ich gute Ursachen

habe, seinen wahren Namen zu verschweigen. Mein Vater war ein Leineweber, ein guter ehrlicher Mann, der ein gutes Stück Leinewand machte, von der Kinderzucht aber sehr wenig verstund, wie es bey Leuten von niedrigem Stande sehr oft der Fall zu seyn pflegt. Ich und meine Geschwister waren immer kränklich, und von den Geschwistern starb eins nach dem andern. Er hielt uns fleißig zur Kirche und Schule, wir wurden aber doch nicht fromm, sondern machten ihm alle Tage Verdruß. Wenn es nun bisweilen zu arg wurde, nahm er die Elle von der Wand und prügelte uns durch. Das half nun wohl auf ein Paar Tage so weit, daß wir nicht mehr so viel lärmten, das Herz wurde aber dadurch nicht gebessert.

Ich erinnere mich noch, daß einmal mein Pathe, ein Schneider, ihn besuchte. Da kam nun unter andern Discursen, die Rede auch auf die Kinderzucht. Mein Vater gerieth in Zorn und sagte: seine Kinder wären Ranken, Teufelsbraten. Mein Pathe sagte aber darauf, Herr Gevatter! die Kinder sind alle gut, wenn nur die Eltern besser wären, und die Kinderzucht besser verstünden.

Kann wohl seyn, gab mein Vater zur Antwort, was kann ich denn aber dazu? mir hat ja in meinem Leben niemand etwas davon gesagt, wie man ein Kind erziehen muß.

In der folgenden Zeit sind mir freylich die Augen aufgegangen, und ich habe eingesehen, worinne mein

mein Vater eigentlich gefehlt hat. Er wollte z. E. daß wir immer stille sitzen sollten, und das ewige Stillsitzen schickt sich doch für Kinder nicht, er behielt uns immer in der Stube, wo eine faule, garstige Luft war, die unsre Gesundheit verderbte, wodurch wir nothwendig kränklich werden mußten; wir lernten nichts kennen als den Weberstuhl, die Weife und die Slichte. Und es giebt doch so viele tausend Dinge, die ein junger Mensch kennen lernen sollte. Fehlte uns etwas, so gab er uns allerley Sachen ein, die er von den Balsamträgern gekauft hatte. Auch that er wohl nicht Recht, daß er immer gegen andre Leute von der Kinderzucht redete, und uns Kinder zuhören ließ.

Wahr mag es z. E. wohl seyn, wie ihm mein Pathe sagte, daß die Schuld mehrentheils an den Eltern liege, wenn die Kinder nicht gut sind — aber ists denn nicht albern, wenn man es die Kinder wissen läßt?

Doch genug hievon! meine Eltern waren ehrliche Leute, die es mit ihren Kindern redlich meynten, und ich mag ihnen im Grabe nichts Uebels nachreden.

Weil mein Vater ein Leineweber war, wurde ich es auch.

Zweytes Kapitel.

Handelt von Constants jugendlichen Fatalitäten.

Da ich ausgelernt und die nöthigen Wanderjahre ausgehalten hatte, wollte ich in meinem Geburtsorte Meister werden, das gieng aber nicht, weil schon zu viele Meister da waren. Ich hatte mich in ein artiges Mädchen verliebt, sie war mir auch nicht gram; da ich aber um sie anhielt sagte der Vater — lieber Constant, es ist mir lieb, daß ihr auf meine Tochter eine ehrliche Absicht habt, aber ich kann sie euch nicht geben, ihr habt nichts, und das Mädchen hat nichts — wovon wollt ihr denn leben? ich gab ihn die besten Wörterchen, half alles nichts. Louischen durfte nicht mehr mit mir sprechen und mich nicht mehr sehen. Darüber wurde ich melancholisch, schnürte mein Bündelchen zusammen und gieng wieder auf die Wanderschaft.

In Fulda bekam ich Arbeit. Es währte aber nicht lange, so kriegte ich die Krätze, mein Meister wollte mich nicht länger leiden, und ich mußte wieder das Freye suchen.

Da gieng nun die Noth erst recht an. Weil ich diese Plage, vor welcher der liebe Gott jeden Christenmenschen bewahren wolle, an mir hatte, so durfte ich auf keine Arbeit rechnen. Helfen konnte ich mir nicht.

Von einem Orte zum andern mußte ich betteln — die Kleider rissen immer mehr ab — keinen neuen Faden konnte ich mir schaffen. In dieser erbärmlichen Gestalt kam ich vor **Mühlhausen** an.

Ehe ich aber zum Thore hinein gieng warf ich mich unter einem Baume hin, und war meines Lebens völlig überdrüssig. Gott, sagte ich, was ist das für eine Welt! da muß ich ehrlicher Kerl wie ein Schurke liegen — kann mich vor keinem ehrlichen Menschen mehr sehen lassen — wer mich sieht, schlägt die Fenster zu — wenn doch nur gleich ein recht tiefes Wasser da wäre, daß ich hinein springen könnte!

Da ich das so bey mir selber dachte, kam ein langer Mann gegangen, und bot mir einen guten Abend.

Guten Abend Landsmann! sagte er: habt ihr nicht ein Feuerzeug bey euch, daß ihr mir Feuer anschlagen könnet? ich möchte gern meine Pfeife anstecken.

Gehabt habe ich wohl ein Feuerzeug, antwortete ich verdrüßlich, aber ob ich es noch habe? weiß ich nicht, meine Taschen sind durchlöchert. Unterdessen fand ich das Feuerzeug doch, schlug Feuer an, und gab es ihm.

Indem er die Pfeife ansteckte, betrachtete er mich vom Kopfe an, bis auf die Füße, und sagte endlich: wo logirt ihr Landsmann?

Weiß der Herr ein tiefes Wasser? war meine Antwort, so sage er es mir, da ist für mich das beste Logis.

Da logiret nur alleine, sagte er, ich mag euer Gesellschafter nicht seyn. Aber warum wollt ihr ins Wasser gehen?

Darum, antwortete ich, weil ich das Geld zum Nachtquartiere erst muß zusammen betteln, und hernach doch noch vom Glück zu sagen habe, wenn ich, wie ein Hund auf Stroh gelegt werde.

Wenn ihr weiter keinen Kummer habt, war seine Antwort, so geht mit mir! ihr sollt gut Quartier und ein gutes Abendessen haben, ohne daß ihr mir einen Heller bezahlt. Wenn es euch morgen nicht bey mir gefällt, so ist es ja noch allemal Zeit ins Wasser zu gehen. Was besinnt ihr euch denn lange? Auf! kommt mit mir.

Ich stund auf und folgte ihm nach.

Da hatte ich nun seit vielen Wochen den ersten guten Abend wieder. Er brachte mich in ein gutes Wirthshaus, ließ mir Suppe, Braten, Kuchen und ein gutes Glas Bier geben. Das schmeckte nun mir, einem Menschen, der seit vielen Wochen keinen ordentlich zubereiteten Bissen genossen hatte, ganz vortreflich. Er schenkte mir fleißig ein, und ich trank ein Glas Bier nach dem andern aus. Nun, sagte er, wollen wir auch eine Pfeife Toback mit einander rauchen.

Da ich gestopft hatte, fieng er einen bedenklichen Discurs mit mir an. Wie kommt es Landsmann, sagte er, daß ihr so weit herunter gekommen seyd?

Ich

Ich erzählte ihm meine ganze Geschichte, wie sie an sich selbst war.

Drittes Kapitel.
Constants curiose Verwandlung in einen Rekruten.

Wißt ihr was, fuhr er fort, was ich thäte, wenn ich an eurer Stelle wäre? ich würde Soldat. Hat's denn jemand auf der ganzen weiten Welt besser als der Soldat? Für nichts hat er zu sorgen, — sein Brod hat er — wenn er bey die Bauern ins Quartier kommt, so müssen ihm alle Töpfe offen stehen. Im Frieden hat er keine Arbeit, im Kriege giebts Beute — He was meynt ihr?

Ey meinetwegen, sagte ich, wenn er mir Dienste schaffen kann, ich nehme sie heute noch an.

Dazu, fuhr er fort, kann Rath werden. Wie viel verlangt ihr Handgeld?

Zwey Dukaten, war meine Antwort. Hier sind zwey Dukaten, sagte er, ihr seyd mein Rekrute.

Da ich seit langen Zeiten keinen Dukaten gesehen hatte, so dachte ich die ganze Welt wäre meine, als ich sie einstrich. Ich trank auf des Kaisers Gesundheit, denn der Werber war von den Kaiserlichen, und legte mich hernach vergnügt auf die Streu.

Den andern Morgen, da ich aufwachte, giengen mir allerley Gedanken durch den Kopf. Ich konnte aber ihnen nicht nachhängen, weil der Werber in das Zimmer trat, und rief: auf Landsmann! macht euch fertig zum Marsche!

Ich sprang also auf, bekam ein Stück Kuchen und ein Glas Brandewein, und wurde sogleich mit 35 andern Rekruten weiter transportiret.

Das war eine sonderbare Gesellschaft! Handwerksbursche, Studenten, Bürger, Bauern, und abgesetzte Schulmeister. Ich kann nicht leugnen, daß ich mich dabey nicht gar wohl befand. Zu allem Guten war ich erzogen worden, und nun mußte ich hören, daß meine Kammeraden lauter unanständige, garstige, unflätige Reden führten. Nur einige hiengen die Köpfe, zogen auch wohl die Schnupftücher heraus und weinten.

Da wir nicht weit mehr von Langensalz waren, wurde mir warm ums Herze, ich schämte mich vor mir selbst, und noch mehr meiner Kammeraden, mit welchen ich öffentlich meinen Einzug halten mußte. Gern wäre ich fortgelaufen.

Das gieng nun aber, ein vor allemal, nicht, denn neben uns giengen etliche Soldaten mit geladenem Gewehre.

Vier-

Schubert inv. Selzam f.

Viertes Kapitel.

Es werden Beine abgeschnitten.

In Langensalz wurden wir in ein Wirthshaus gebracht. Da wir in die Stube traten, hatten wir einen erbärmlichen Anblick. Es lag da ein Handwerksbursch, der gar erbärmlich winselte, weil ihm beyde Füße, die ihm in der vorigen Woche, bey der strengen Kälte, erfroren waren, abgenommen werden sollten. Ach der böse Winter! der böse Winter! winselte er, der bringt mich um meine Füße!

Lieber Freund, sagte der Feldscheerer, indem er seine Instrumente herausholte, gebt euch doch zufrieden! Die Sache ist ja einmal nicht abzuändern. Ich habe es euch zehnmal schon gesagt, daß der Winter daran unschuldig ist, und daß ihr euch selbst um eure Füße gebracht habt. Ich bin den nämlichen Tag, da eure Füße erfroren, von Gotha gekommen, ohne andere, als leinene Strümpfe anzuhaben, warum sind denn meine Füße nicht erfroren? Aber ihr, da ihr in die Stube kamet, zogt ihr die Schuhe aus, und setztet die Füße an den heißen Ofen. Daher kommen eure erfrornen Füße, aber nicht vom kalten Winter.

Und ihr Herren Rekruten, indem er sich zu uns wendete, merkt auf, was ich itzo sagen will! ihr werdet oft in strenger Kälte marschiren, und Wache halten müssen, wenn kein Bauer seinen Hund heraus jagt,

da bitte ich euch nun um alles, was euch lieb ist, bringt die erstarreten Glieder ja nicht gleich in die Hitze. Lauft lieber erst noch eine Viertelstunde im Hause herum, und, wenn ihr merken solltet, daß ein Glied erstarrt wäre, steckt es sogleich eine halbe Viertelstunde in Schnee, oder in eiskaltes Wasser!

So etwas sollte freylich den Kindern in der Schule gesagt werden. Da es aber leider nicht geschieht, so will ich es euch sagen. Nehmt es zu Herzen, und spiegelt euch an dem Exempel dieses Menschen!

Nun fieng er an den Fuß abzusägen, und der Mensch schrie so erschrecklich, daß man es über drey Häuser weg hören mußte.

Es wurde uns etwas zu essen aufgetragen, aber — ich war nicht im Stande etwas zu genießen, wegen des Schreckens und Ekels, den ich gehabt hatte.

Fünftes Kapitel.

Constant marschiret.

Itzo mußten wir abmarschiren, und ließen den Handwerksburschen ohnmächtig, und ohne Füße, zurück. Eiskalt lief es mir über die Haut, da ich fortgieng, der Handwerksbursche lag mir immer in Gedanken uud ich kam eine Weile fort, ohne daß ich wußte wie.

Halt

Halt ihr Bursche, rief ein Kerl, mit einem dicken Prügel in der Hand, einigen Fuhrleuten zu. Wer heißt euch denn über die bestellten Felder fahren? Wißt ihr nicht, wie sauer dem armen Bauer seine Arbeit wird? und ihr Flegel richtet sie so zu Grunde? Den Augenblick kommt mit zu dem Schulzen, der soll euch schon lehren, was Rechtens ist. Kommt mit oder ich lasse gleich jedem ein Pferd ausspannen!

Nachbar Niklas, sagte einer von den Fuhrleuten, seyd doch nicht artig! Wir kennen ja einander schon länger. Wir geben euch ein Paar Kannen Bier, und damit ist es gut.

Prost die Mahlzeit *)! war seine Antwort.

Aber, fuhr der Fuhrmann fort, wenn ihr so ein erschrecklich loses Maul habt, so sagt mir doch nur, wo ich eigentlich hinfahren soll!

Ihr habt doch Augen! sagte der Fluhrschütze. Seht ihr denn nicht die Fuhrstraße?

Das soll eine Straße seyn? sagte der Fuhrmann. Zum Henker, wer soll denn da fahren? Da bleibt ja Roß und Mann stecken. Ich bin nun 25 Jahre den Weg gefahren, und er ist ein Mordweg und bleibt ein Mordweg. Wenn ihr Bauern in den 25 Jahren doch die Steine von den Aeckern gelesen, und in die Straße gefahren hättet, so wären eure Aecker und euer Weg besser. So laßt ihr lieber alle Jahre eure Saat zu Schande fahren. Hernach schreyt ihr über die

*) Mit nichten.

die armen Fuhrleute. Wer ist denn daran Schuld? Ists nicht wahr, ihr selbst?

Wir stunden alle begierig, und wollten den Ausgang des Streits erfahren. Der Werber rief aber Marsch! und wir mußten so gleich weiter marschiren.

Sind das, dachte ich bey mir selbst, nicht wunderliche Leute! Der eine bringt sich um seine Füße, der andere um seine Saat. So albern handelst du nicht. Und doch — und doch mußt du dich itzo zur Schlachtbank führen lassen! ich unschuldiges Blut! meine Freyheit habe ich verlohren!

Sechstes Kapitel.

Constant kömmt nach Erfurt.

Unter diesen Gedanken kam ich in Erfurt an. Da ich in meinem Vaterlande viel von der großen Glocke gehört hatte, so bat ich den Werber, als wir vor dem Dome vorbey giengen, er möchte mir doch erlauben, daß ich sie besehen dürfe.

Ich glaube, antwortete er, du hast zu tief ins Branteweinsglas gekukt. Das wäre ja die neueste Mode, wenn die Rekruten in der Stadt umher laufen wollten. Du gehst sogleich mit ins Quartier! Hörst du? Ich hieng den Kopf und gieng mit.

Den

Den andern Tag wurden wir dem Herrn Major von Krabalsky vorgestellt. Der war nun ein gewaltig spashafter Mann. Er fragte einen jeden von uns nach seinen Namen, seinem Geburtsorte, seiner Handthierung, und machte bey jedem ein Spåschen, daß wir alle lachen mußten.

Da er uns durchexaminirt hatte, sagte er, nun Kinder, itzo geht ihr in euer Quartier, und nächstens marschirt ihr nach Eger in Böhmen — Ha! ha! ha! da könnt ihr denn versuchen, wie das böhmische Brod schmeckt! Ehe ihr aber abmarschirt, muß ich euch doch genauer kennen lernen.

Du, Leineweber, indem er mich anredete, du gehst itzo mit auf meine Stube.

Ich folgte ihm, und dachte bey mir selbst, was will das werden?

Da ich auf der Stube angekommen war, sagte er, nun mein lieber Leineweber, du siehst aus, als wenn du lange keinen Wein getrunken hättest. Hier ist ein Glas Wein, und ein Paar Semmeln! Iß und trink und sey lustig!

Ich nahm es zitternd an. Da ich ein Glas Wein getrunken hatte, sahe er mir scharf in die Augen, und fragte: du willst also Soldat werden?

Ja sagte ich, gnädiger Herr! und zitterte dazu am ganzen Leibe.

Sie-

Siebentes Kapitel.
Constant soll sein Meisterstück machen.

Bravo! war seine Antwort.

Aber hör einmal an! Wenn einer ein Schuster, Schneider, Mezger und dergleichen werden will, so muß er doch ein Probestück machen. Du willst Soldat werden, komm her nnd mach auch einmal dein Probestück! hier ist eine geladene Flinte, versuch einmal, ob du mir den Kerl nicht tod schießen kannst, der hier über den Hof geht.

Ich nahm die Flinte zitternd, und fragte: wen soll ich tod schießen?

Den Kerl da, antworkete er, er ist mein Bedienter.

Um Gottes Willen, sagte ich, Herr Major, den Menschen soll ich tod schießen? er hat ja nichts verbrochen. Unschuldiges Blut kann ich unmöglich vergießen.

Aber schuldiges Blut? fragte er.

Ja, war meine Antwort, das getrauete ich mir doch eher zu thun.

Nun, fuhr er fort, da hättest du lieber ein Scharfrichter werden sollen. Schuldiges Blut vergießt der Scharfrichter, unschuldiges Blut der Soldat.

Je du barmherziger Gott, sagte ich, wie verstehen Sie denn das, Herr Major?

Wie ichs verstehe? ha! ha! ha! sagte er, das lehrt ja die gesunde Vernunft. Wenns in den Krieg geht,

geht, und wir marschiren da gegen die Türken, Preussen, oder Sachsen, schießen und hauen auf sie los, haben wir da nicht lauter unschuldige Leute gegen uns? Sind sie denn, da ihr Herr sich mit unserm Herrn veruneinigte, um ihre Einwilligung zum Kriege gefragt worden? Wenn wir sie also tod schießen, vergießen wir da nicht unschuldiges Blut? He?

Je das Gott erbarme! war meine Antwort, hätte ich das gewußt, nimmermehr wäre ich Soldat geworden.

Ha! ha! ha! sagte er, das hättest du eher bedenken sollen, mein lieber Leineweber! das geht nun nicht anders. Das schuldige Blut vergießt der Scharfrichter, das unschuldige der Soldat. Aber sag einmal an, warum bist du denn eigentlich Soldat geworden?

Wenn ich Ihnen meine aufrichtige Meynung sagen soll, gnädiger Herr, antwortete ich, weil ich meines Lebens überdrüßig war.

M. Des Lebens überdrüßig? ha! ha! ha! Wie alt bist du denn?

J. Auf Mariä Geburt werde ich fünf und zwanzig Jahr.

M. Fünf und zwanzig Jahr erst, und bist deines Lebens schon überdrüßig? Ich habe niemals lieber gelebt, als da ich fünf und zwanzig Jahr alt war. Aber hör einmal, woher kommt es denn, daß du deines Lebens überdrüßig bist?

J. Ach!

J. Ach! wenn ich Ihnen alle meine Leiden erzählen sollte! gnädiger Herr, glauben Sie mir, man könnte sie auf keine Kuhhaut schreiben.

Achtes Kapitel.

Constant will seine Leiden auf eine Kuhhaut schreiben.

M. Auf keine Kuhhaut? nun das ist wirklich viel. So erzähle mir doch etwas für die Kuhhaut.

J. Zum Exempel, da wollte ich so gern in meiner Vaterstadt Meister werden, damit ich, als ein ehrlicher Mann, mein Brod verdienen könnte. Meynen Sie denn, daß ich dazu gelangen konnte? nein sagte man, das gienge nicht an, es wären schon 24 Meister in der Stadt, und mehrere dürften durchaus nicht seyn.

M. Ha! ha! ha! das ist nun freylich ein großes Unglück, wenn man nicht Meister werden kann. Damit kann man ja aber kaum den Kopf von einer Kuhhaut beschreiben. Nun weiter in den Text.

J. Hernach wollte ich gern ein Mädchen heyrathen. Ich hatte sie lieb und sie hatte mich lieb. Auch die bekam ich nicht, weil ich kein Geld hatte.

M. Wieder ein großes Unglück! Ha! ha! ha! das wollen wir auf den Hals von der Kuhhaut schreiben.

ben. Nun erzähle mir noch weiter! wir haben noch die ganze Brust und den Rücken zu beschreiben.

J. Ich wurde desperat, und gieng in die Fremde. Da bekam ich die Krätze, und, weil ich diese garstige Krankheit hatte, so wollte mir kein Meister Arbeit geben.

M. Nun das ist ein Unglück, womit wir ein Stückchen von der Brust der Kuhhaut beschreiben können. Weiter!

J. Weiter weiß ich eben nichts zu sagen. Ich dächte das, was ich gesagt habe, wäre schon genug.

M. Freilich ziemlich viel, aber noch lange keine Kuhhaut voll. Ehe wir aber weiter mit einander reden, so sieh einmal her in den Spiegel! Wie gefällt dir meine Stube, so, wie du sie im Spiegel siehst?

J. Ganz vortreflich.

M. Das ist mir lieb. Nun sieh einmal in diesen Spiegel! wie gefällt sie dir da?

J. Ich sehe ja da gar nichts ordentlich. Es ist alles so trübe und verwirrt durch einander.

M. Woran liegt nun wohl die Schuld, daß die Stube in dem einen Spiegel so schöne, und in dem andern so garstig aussieht? an der Stube? He?

J. Das sollte ich nicht meynen. Ich glaube die Schuld liegt vielmehr in dem Spiegel. Der eine ist trübe und verdorben, deswegen scheint auch die ganze Stube trübe zu seyn.

M. Recht magst du wohl haben. Ich mögte

aber doch gern, daß du mir sagtest, warum ich dich in diese beyden Spiegel habe sehen lassen? Itzo geh in dein Quartier, und denke darüber weiter nach. Morgen aber sage mir deswegen deine Antwort!

Ich gieng in tiefen Gedanken fort, und dachte die halbe Nacht darüber nach. Endlich glaubte ich seine Meynung zu verstehen.

Des Morgens gieng ich wieder zu ihm, und, ehe ich ihm noch einen guten Morgen bieten konnte, rief er mir schon entgegen: wie stehts? hast du errathen, was ich dir mit den Spiegeln sagen wollte?

Ich weiß nicht gewiß, war meine Antwort, es kommt mir aber vor, als wenn Sie mir damit hätten anzeigen wollen, der Grund und die Ursache von meinen Leiden läge nicht in der Welt, sondern in mir selbst.

Getroffen! sagte er. Glaubst du denn aber nun auch wirklich, daß der Grund von deinen Leiden in dir selbst liege?

J. Gnädiger Herr! Wenn ich Ihnen meine aufrichtige Meynung sagen soll, so glaube ich es nicht. Ich bin ein ehrlicher Kerl, Sie können fragen, wen sie wollen, kein Mensch kann mir etwas Böses nachreden, ich habe in meinem Leben kein Kind betrübt.

M. Aber dich selbst hast du betrübt? Ha! ha! ha! Es ist nicht genug, daß man ein ehrlicher Kerl ist, man muß auch klug und gewitzt seyn.

J. Lieber Gott! Wenn ich auch noch so klug und gewitzt bin, kann ich denn damit machen, daß mir E.

Hochedler und Hochweiser Rath in meiner Vaterstadt das Meisterrecht giebt?

M. Giebts denn sonst keine Stadt mehr in Deutschland? He? Und wenn du dein Mädchen nicht bekommen konntest, giebts denn sonst keine Mädchen mehr in der Welt? Ich lag einmal bey einem Kaufmanne in Steyermark im Quartiere. Da nun Weyhnachten beykam, wollte ich seinen Kindern eine kleine Freude machen, und kaufte ihnen für zehn bis zwölf Gulden Spiel- und Backwerk. Sie hatten alle eine große Freude drüber, bis auf den kleinen Joseph. Dieser trat in eine Ecke und trotzte. Was fehlt dir Joseph? fragte ich. Hu! hu! hu! sagte er schluchzend, ich habe keinen Husaren bekommen.

Närrchen, antwortete ich, hast du denn nicht einen Schlitten, und eine Menge Grenadiere und eine Kanone?

Hu! hu! hu! antwortete er, ich will aber einen Husaren? einen Husaren will ich haben.

Der kleine Trotzkopf hatte also an allem, was ich ihm gegeben hatte, keine Freude, weil er keinen Husaren hatte.

Machst du es denn besser? weil du nicht gerade auf dem Plätzchen, wo du wolltest, Meister werden, und nicht gerade das Mädchen haben konntest, das du wünschtest, so dachtest du wunder, was für ein Unglück dir begegnet wäre, und glaubtest, du könntest deine Leiden auf keine Kuhhaut schreiben.

J. Wenn ich nun auch das alles zugebe, was kann ich denn dazu, daß ich die Krätze bekommen habe?

M. Ha! ha! ha! Gewisse Leute haben sichs angewöhnt, sich immer für so unschuldig zu halten, wie ein Kind im Mutterleibe. Weißt du denn, wie das Garn gekocht und gebleicht werden muß, das du verarbeitest?

J. Je da wäre ich ja nicht werth ein Leineweber zu seyn, wenn ich das nicht wissen wollte.

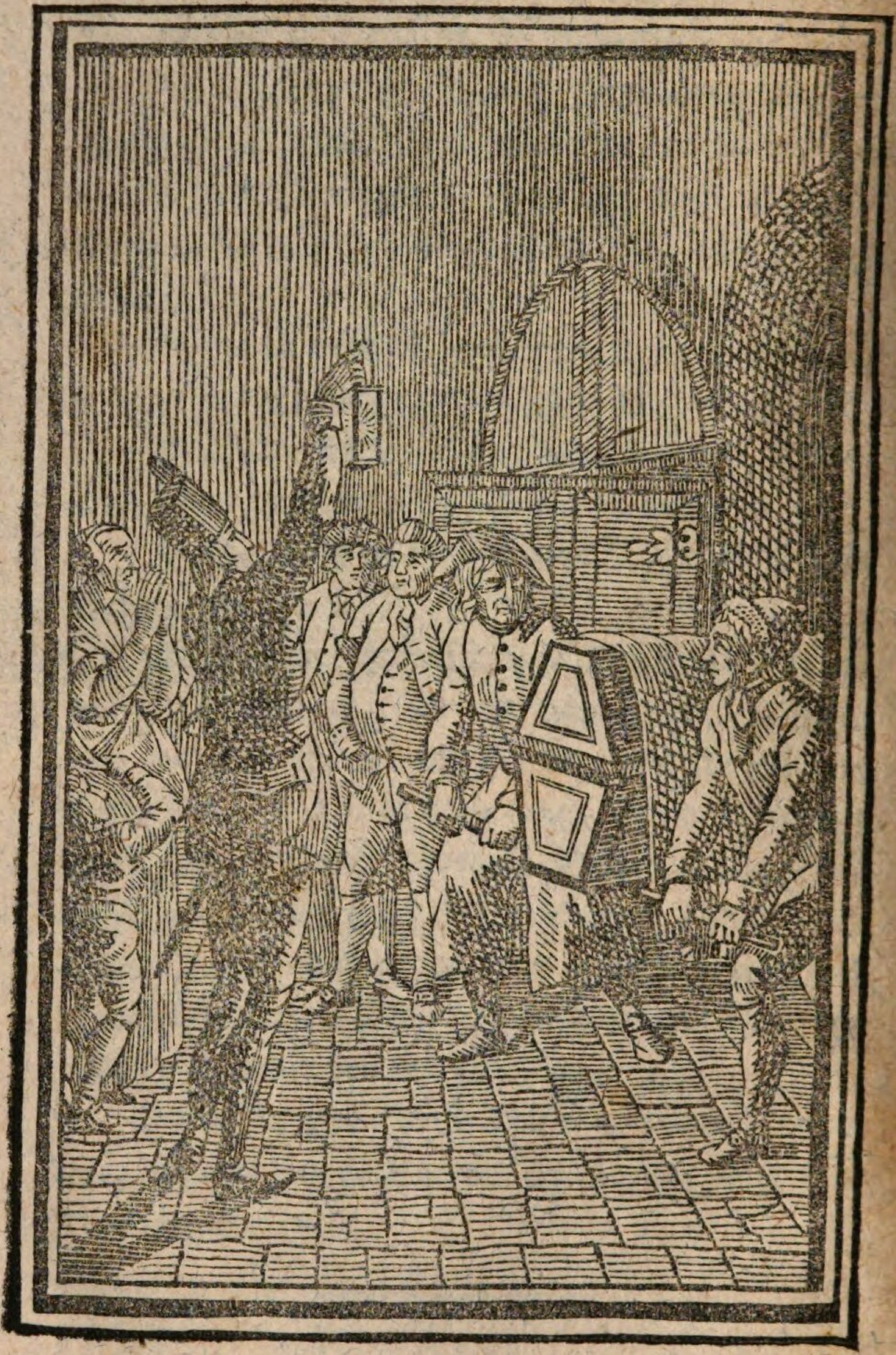
M. Weißt du denn auch, wie du deinen Körper reinigen und von der Krätze befreyen kannst?

J. Das weiß ich freylich nicht. Ich bin ja kein Doktor.

M. Ha! ha! ha! Auf diese Art scheint dir also das Garn lieber zu seyn, als dein Körper. Wenn nun aber dein Garn weiß ist, und dein Körper von Krätze starrt — wer ist denn daran Ursache? warum hast du dich denn nicht um solche Sachen bekümmert? weißt du was, itzo geh zum Feldscheerer, und laß dich curiren. Ehe 14 Tage ins Land gehen, so mußt du so rein seyn wie ein Fisch. Hernach komm wieder, so wollen wir weiter von der Sache reden.

Ich dankte dem Herrn Major tausendmal, und gieng sogleich zum Feldscheerer, der brachte mich ins Krankenhaus.

Neun=



Neuntes Kapitel.

Constants Einzug in das Krankenhaus.

Bey dem Eintritte hatte ich eben keinen gar lieblichen Anblick. Man trug einen Todten aus eben der Stube, in die ich gebracht werden sollte, der eben itzo verschieden war.

Mir lief es eiskalt über die Haut, und ich fragte den Feldscheerer, woran der Mensch gestorben wäre?

Am Eigensinne, war seine Antwort. Vor einem Vierteljahre warben wir ihn in Ulm, in Schwaben, an. Da er hierher kam, kriegte er die Krätze. Statt nun es mir zu melden, suchte er bey einer alten Korporalsfrau Hülfe. Die half ihm nicht nur von der Krätze, sondern auch vom Leben. Sie gab ihm etwas, womit er sich bestreichen mußte, davon schlug die Krätze zurück, und ich erfuhr nicht eher etwas davon, bis ich ihm nicht mehr helfen konnte.

Sag ich's doch immer, fiel ihm ein alter Feldwebel in die Rede, sag ich's doch immer, von funfzig Menschen, die begraben werden, sterben kaum zwey eines natürlichen Todes, die andern bringen sich ums Leben, oder werden drum gebracht.

Ich habe in meinem Leben so manchen Kammeraden mit einscharren helfen, aber nur an zwey erinnere ich mich, die vom Alter starben. Von den andern starb der eine an Blessuren, der andere von Sau-

fen und Huren, der dritte, weil er in Krankheiten unrechte Mittel brauchte, der vierte weil ihn der Feldscheerer todtcurirte.

Ho! ho! sagte der Feldscheerer, rede er nicht zu viel, Herr Feldwebel!

Je nu, ich meyne ihn ja nicht damit; ich rede ja nur von den Feldscheerern, die ich, als ein junger Kerl, gekannt habe.

Da wir in Ungarn gegen die Türken standen, und die Pest im Lager hatten, wurde alle Tage, die Gott ließ werden, eine Procession gehalten, und die Monstranz und ein Mutter Gottes Bild umher getragen. Das sollte nun für die Pest gut seyn, und sollte dafür gut seyn. Und gleichwohl war es nicht dafür gut. Die die eifrigsten bey der Procession waren, lagen oft den andern Tag auf der Nase. Aber — Herr Feldscheerer, kann er sich noch auf den alten Hauptmann Ziegelstein besinnen? Unter dessen Compagnie stand ich gerade dazumal; der ließ alle Morgen jedem Burschen ein Scheibchen Rhabarberwurzel geben, daran mußten wir den Tag über kauen, und immer dazu ausspucken. Wer das nun that, dem hatte die Pest nichts an. Allen half es aber freilich nicht, weil es nicht alle gebrauchten.

Drum bin ich der Meynung und bleibe dabey, vor allen Dingen sollte der Mensch lernen, sich selbst gesund zu erhalten. Denn was hilft mirs denn, wenn

ich

ich alle Heiligen kenne, und kann hundert Sprachen reden, und bin dabey ein ungesunder elender Kerl.

Da der selige Kaiser Franz gekrönt werden sollte, es ist noch, wie wenn es heute geschehen wäre —

Ja mein lieber Herr Feldwebel, sagte der Feldscheerer, wir kommen zu tief in den Text. Ueber den Kaiser Franz könnte ich meine Patienten vergessen. Hier, lieber Leineweber, hat er Species, davon lasse er sich Thee kochen, und hier ist eine Purganz, die nehme er morgen ein. Neun Uhr werde ich ihn besuchen. Adieu.

Zehntes Kapitel.

Erste Predigt des Feldwebels.

Er war kaum zur Thür hinaus, so kam eine alte Soldatenfrau, die erkundigte sich, ob der vorstorbene Schwabe keine kleine Montirung hinterlassen habe? Ja, sagte der Krankenwärter, hier sind Strümpfe, ein Paar Schuhe und zwey Hemde, für anderthalb Gulden sollt ihr den ganzen Bettel haben. Sie zahlte das Geld auf, raffte die Sachen zusammen und gieng fort.

Der Feldwebel murmelte etwas in den Bart und gieng nach seinem Stuhle zu. Ich gieng ihm aber nach und fragte, was thut denn aber die Frau mit den Sachen?

Was wird sie damit thun, war seine Antwort, sie verkaufts an arme Leute. Wenn diese nun Krätze, Gicht, bösen Grind und des Henkers sein Zeug bekommen, so sprechen sie, der liebe Gott habe ihnen ein Creuzchen zugeschickt. Daß du mir giengst mit deinem Creuzchen!

Der Feldwebel gerieth darüber ordentlich in Eifer. Weil mir aber der Krankenwärter den Thee brachte, so hörte ich nicht weiter auf ihn, sondern trank ihn aus und legte mich hernach zu Bette.

Eilftes Kapitel.

Des Feldwebels zweyte Predigt.

Ich mochte wohl bis um Mitternacht geschlafen haben, so fiel etwas auf mich, wie ein Mehlsack und schrie: Jesus Maria!

Was giebts? was giebts? schrie ich. Darüber wurde die ganze Stube munter. Was aus den Betten steigen konnte, das stieg heraus, und was zu marode war, das ächzte und krächzte.

Es war ein Flamländer, der uns den Schrecken eingejagt hatte.

Dummer Kerl, rief der Feldwebel, was fehlt dir denn?

Jesus! Maria! rief er, da draußen steht — steht —

Zum

Zum Henker, sagte der Feldwebel, wer steht denn da?

Der Schwabe! der Schwabe — war seine Antwort.

Ich glaube es ist mit dir nicht richtig unter der Mütze, sagte der Feldwebel, nahm seinen Stab und hinkte nach der Thür zu. Da haben wir die Bescheerung, fuhr er fort. Da hängt ein Hemde und ein Hut drüber, da denkt der Pinsel, es wäre der Schwabe. Der wird wohl bleiben, wo er ist.

Aber so gehts, wenn die Leute so abergläubisch erzogen werden. Da sehen und hören sie denn allenthalben Hexen und Gespenster. Ich sage es so viele tausendmal, Leute, wenn ihr Hexen und Gespenster seht, so untersucht nur die Sache etwas genauer, ihr werdet allemal finden, daß diese Dinge nicht außer euch sind, sondern in eurem Hirnschädel sitzen. Wer immer Hexen und Gespenster im Gehirne hat, der sieht immer welche. Ich bin nun so ein alter Kerl, habe so manchen Feldzug mit gemacht, und zwölf Festungen mit erobern helfen. Wenn ich aber sagen wollte, daß ich jemals eine Hexe oder ein Gespenst gesehen hätte, so müßte ichs reden, wie ein Hundsvot.

Dazumal, da wir am Rheine gegen die Franzosen stunden, da hatte ich einmal die Wache —

Nun, mein lieber Herr Feldwebel, rief der Corporal, der neben mir lag, itzo wollen wir nicht an den

Rhein — itzo wollen wir nach Federhausen*) gute Nacht schlafe er wohl!

Gute Nacht! gute Nacht! riefen alle.

Den andern Morgen nahm ich meine Purganz ein, der Feldscheerer besuchte uns gegen neun Uhr, und ließ mir eine Fleischsuppe machen,

---

Zwölftes Kapitel.

Des Feldwebels dritte Predigt.

Da ich sie aß, hörte ich, daß ein Soldat murmelte: itzo wird dem Nürnberger auch der Buckel jucken.

Sapperment, sagte ein anderer, das wird anziehen, wie Hechtsuppe; ich möchte ihm meinen Buckel nicht dazu borgen.

Denkt an mich, sagte ein dritter, es geht ihm, wie dem Bamberger — er crepirt.

Ja, sagte ein vierter, er wird an Gertrudchen denken, so lange ihm seine Augen offen stehen.

Was ist denn das? fragte ich.

Was wirds seyn? antwortete ein Corporal. Vor 14 Tagen wollte ein Kammarad von uns mit einem Mädchen durch die Lappen gehen**). Sie ertappten ihn

*) So nennt man im Scherze das Bett.

**) Entfliehen.

ihn aber bey **Widdern**. Nun wird er halt heute ein Bischen dafür gekützelt.

Und womit denn? fragte ich.

Womit wird man ihn kützeln, war seine Antwort, als mit Spiesruthen.

Es wurde noch vieles darüber hin und her gesprochen, und jeder erzählte wenigstens ein halb Duzzend Spiesruthensgeschichten. Der Feldwebel versicherte, er habe dreymal die Spiesruthen gekostet, einmal in Antwerpen, das anderemal in Teschen, das drittemal in Linz.

Eben itzo wollte er recht ausführlich erzählen, wie es mit seiner Spiesrutherey in Linz eigentlich zugegangen sey, und suchte die Lunte, um sich seine Pfeife dazu anzuzünden. Aber ehe noch die Pfeife recht brannte, wurde er durch einen kläglichen Auftritt unterbrochen.

Die Thür that sich auf, und ehe man noch jemanden hereinkommen sahe, hörte man schon winseln: ach! ach! Gott erbarme dich! Herr Jesu! das halte ich nicht aus.

Oho! sagte der Feldwebel, da bringen sie gewiß den Nürnberger.

Er war es wirklich. Zwey Soldaten brachten ihn halb ohnmächtig geführt, und legten ihn auf den Bauch aufs Bette.

Der Feldscheerer war sogleich dabey, und wusch ihm den Rücken, erst mit Wasser, hernach mit Weinessig

essig

essig aus, und schnitt die Flecken auf, die nicht aufgehauen, sondern mit Blut unterlaufen waren.

Ei du lieber Gott! wie gebehrdete sich der arme Mensch! ein Stein in der Erde hätte sich erbarmen mögen. Wir stunden alle, wie versteinert, um ihn her.

Der Feldwebel, der sich unter der Zeit seine Pfeife angezündet hatte, fieng zuerst wieder an zu reden.

Wenn ich, sagte er, nur vor meinem seligen Ende noch erleben sollte, daß die Gewohnheit, die Menschen so abscheulich zuzurichten, abgeschafft würde! Strafe muß seyn, das muß jeder zugeben. Aber so eine Barbarey — tausend Element — die sollte doch einmal abgeschaft werden. Ein Mensch ist ja kein Vieh. Und wo wird denn wohl das Vieh so behandelt? Welcher Bauer richtet denn wohl sein Pferd, seinen Ochsen oder seinen Hund so zu, wie dieser arme Teufel zugerichtet ist? Was mich betrifft, so kann ich, als ein ehrlicher Kerl, versichern, daß ich in meinem ganzen Leben keinen Kammaraden nur ein Stückchen Haut abgeschlagen hätte, das so groß wäre, daß man es auf eine Nadelspitze legen könnte. Ich knickte immer die Ruthe, holte weit aus, als wenn ich den Rücken durch hauen wollte, schlug aber immer so sanft zu, daß es der andere gewiß nicht fühlte.

Einmal sollte ein Ungar in Linz laufen. Da machte ich es eben so. Der Adjudant bemerkte es, und rief: hör, gieb mir gleich deine Ruthe!

Sapper-

Seite 28

C.F. Rüdiger.

Sapperment, wie schimpfte und fluchte der Mann, da er sie bekam!

Ei, sagte ich, Herr Adjudant, ich bin ein Soldat und diene meinem Kaiser, wie einem ehrlichen Kerl zukommt. Aber meine Kamaraden kann ich nicht so unmenschlich zurichten.

Was halfs aber? Ich mußte sogleich aus dem Gliede treten, wurde auf die Wache gesetzt, und mußte den andern Tag selbst zwölfmal durch 200 Mann laufen.

Als Soldat hatte ich nun durch meine Widerrede freylich gefehlt und Strafe verwirkt. Aber wenn nun einmal die Soldaten alle für einen Mann ständen, und mit Ordnung es sich zur Gnade ausbäten, daß sie fernerhin *nicht* ihre Kamaraden halb nackend öffentlich prostituirt sehen, und ihnen nicht mehr mit Spiesruthen, selbst das Fleisch von dem nackten Buckel abhauen dürften? So würde ja dieser Sache vielleicht abgeholfen. Denn die mehresten Officiere haben ja selbst einen Abscheu vor solcher Fleischhackerey, und man sieht ihnen das Mitleiden an, so gefährlich und hart sie sich auch von Amts wegen anstellen müssen: ja, ich habe mehr als einen alten Officier — der in Campagnen Pulver gerochen hatte, und dem das Herz wohl auf dem rechten Flecke saß, wenns gegen den Feind ins Feuer gieng — solche brave Officiere habe ich bey Exekutionen sich oft die Nase schneuzen sehen, wo nichts zu schneuzen war. Ei zum Henker!

wer

wer kann denn auch die Angst und den Jammer eines solchen armen Kerls in der Gasse ansehen, und nichts darnach fragen — und noch immer drauf zu hauen, daß alles kurz und klein geht?

Da will aber keiner der Katze die Schelle anbinden. Meinetwegen! Wenn ihr nicht hören wollt, so mögt ihr fühlen. Mein Buckel ist vor Spiesruthen sicher, nehmt euch nur in Acht, daß es nicht über den eurigen kommt! Man hat sonst das Sprichtwort: heute mir, morgen dir!

Ei Herr Feldwebel, sagte der Feldscheerer, er sollte sich doch wirklich schämen, daß er, in Gegenwart der Soldaten, so ein ungewaschnes Maul hat. Wenn die Spiesruthen abgeschafft würden, so hätten wir ja in vier Wochen von unserm ganzen Bataillion keine zehn Mann mehr. Es gieng alles zum Henker.

Prost die Mahlzeit! das glaube ich nun und nimmermehr. Da war der alte Oberste Ziegelstein, von dessen Compagnie hat niemals einer die Spiesruthen bekommen, und ist auch keiner desertirt. Aber wie machte er es? er hielt uns alle, wie seine Kinder, und, wenn es die Gelegenheit mit sich brachte, so pflegte er zu sagen: lieben Kinder! ihr seyd freye Menschen, so wie ich es auch bin. Aber da ihr Soldaten wurdet, habt ihr eure Freyheit verkauft, und da hilft nun alles nichts, ihr müßt gehorchen, so, wie jeder gehorchen muß, der bey einem andern Dienste nimmt. Thut ihr das nicht, so kann ich euch nicht helfen, ihr bekommt

kommt eure Strafe. Da ihr eure Freyheit verkauft habt, so dürft ihr euch auch nicht in den Sinn kommen lassen, daß ihr sie selbst wieder nehmen und desertiren wollt. Laßt ihr euch das einfallen, so ist bey Gott Gnade, ihr müßt die Strafe aushalten, die das Kriegsrecht mit sich bringt. Aber das sage ich euch, die Kapitulation halte ich euch. Darauf gebe ich euch mein Wort. Gefällts einem und den andern nicht mehr, und er will nicht länger dienen, so komme er und sage es mir, da will ich doch wohl Rath schaffen.

Was kam dabey heraus? Wir liebten ihn alle, wie unsern Vater, und keiner desertirte. War einem seine Kapitulation um, so meldete er sich, und er bekam auf der Stelle seinen Abschied.

Ein paarmal hatten wir den Fall, daß Bursche das Heimweh kriegten. Was thaten sie? sie giengen zum Obersten von Ziegelstein und baten um ihren Abschied. Er suchte es ihnen aus dem Sinne zu reden, so gut als möglich. Half das aber nicht, so gab er ihnen in Gottes Namen ihren Abschied, und that sich nach einem andern Rekruten um. Gezwungene Leute, pflegte er immer zu sagen, mag ich nicht kommandiren.

So schwatzte der Feldwebel, und unter diesen Gesprächen über das Spießruthenlaufen gieng die Zeit hin, bis wir uns zur Ruhe legten.

Dreyzehentes Kapitel.
Des Feldwebels vierte Predigt.

Den andern Tag, da ich meinen Thee getrunken hatte, kam der Feldpater (der katholische Geistliche bey den Soldaten) und hielt Gottesdienst.

Ich bin reformirt, und war in meinem Leben einen katholischen Geistlichen nicht so nahe gekommen, als itzo. Eiskalt lief es mir über die Haut, da ich ihn erblickte. Was thust du? dachte ich bey mir selbst; betest du mit, oder betest du nicht mit? Da ich die Sache so hin und her überlegt hatte, nahm ich meine Mütze ab, legte meine Hände zusammen, und betete in meinem Herzen nach meiner Art. Denn, dachte ich bey mir selbst, wir beten ja doch alle Einen Gott an.

Sobald der Feldpater fort war, kam der Feldwebel und sagte mir: Kammerad, seyd ihr katholisch?

Nein, war meine Antwort.

Wie kommt es denn, fragte er weiter, daß ihr mit uns gebetet habt?

Ich dachte, wir sind ja alle Eines Gottes Kinder, warum sollten wir ihn denn nicht miteinander anbeten?

Bravo! fuhr er fort, und klopfte mich auf die Achseln, so halte ich es auch. Ich bin als ein katholischer Christ gebohren, und will als ein solcher leben und sterben. Aber deswegen störe ich keinen Menschen in seinem Gottesdienste. Ich mag bey Lutheranern,

nern, Reformirten oder Juden seyn, so bete ich allemal in meinem Herzen mit, wenn sie beten. Wir essen ja alle von Eines Gottes Tische, warum wollen wir denn nicht alle mit einander zu ihm beten?

In meiner Jugend dachte ich freylich nicht so. Da war mir in den Kopf gesetzt worden, die katholische Religion wäre die allein seligmachende, alle, die nicht katholisch wären, wären Ketzer, und säßen dem Teufel mit Leib und Seele im Rachen. Wenn ich also einem Reformirten oder Lutheraner begegnete, so machte ich allemal heimlich drey Kreuze. Am meisten fürchtete ich mich vor den Socinianern, denn die glauben, wie ihr wohl wissen werdet, die Gottheit Jesu Christi nicht.

Nun fügte sichs aber einmal, daß unser Bataillon nach Siebenbürgen, in Clausenburg, zu stehen kam, und ich bey einen Schmid ins Quartier gelegt wurde. Der war nun gar ein herzensguter Mann. Da ich in sein Haus trat, gab er mir treuherzig die Hand, und sagte: willkommen in Clausenburg! Ich mußte an seinem Tische mitessen, ohnerachtet ich angewiesen war, für mein Geld zu leben. Mit seiner Frau lebte er so einig, wie möglich. Er hatte zwey Söhne, die folgten ihm auf den Wink. Da wir einmal bey Tische waren, kam eine Wittwe und brachte ihm drey Gulden, weil sie, wie sie sagte, in ihres verstorbenen Mannes Büche gefunden hätte, daß er dieses Geld dem Schmid schuldig wäre.

Der Schmid sahe in seinem Buche nach, strich dann das Geld zusammen, gab es der Frau wieder und sagte: liebe Frau, sie irrt sich, ihr Mann hat mich, sechs Wochen vor seinem Tode, bezahlt, und hat gewiß vergessen, es anzumerken.

Die Frau strich das Geld vergnügt ein, ich aber dachte: das ist doch ein braver Mann, wie du noch wenige gefunden hast.

Sobald die Frau fort war, druckte ich ihm die Hände und sagte, das war brav! Er aber lächelte und sagte, da müßte ich ja ein schlechter Mensch seyn, wenn ich mir eine Rechnung zweymal wollte bezahlen lassen.

Nun discurirten wir noch eines und das andere, und kamen endlich auf die Religion zu sprechen. Ich wurde eifrig, und sagte, es wäre gar nicht erlaubt, daß man Leute duldete, die Ketzer wären. Wenn ich Herr im Lande wäre, so jagte ich die Ketzer zum Henker. Ich hätte sogar gehöret, daß es Ketzer gäbe, die die Gottheit Jesu Christi leugneten, und die man Socinianer nennte! Jesus Maria! was müssen das für Menschen seyn! Wenn ich nur einmal so eine Kreatur sehen sollte!

Mein Wirth hörte mir bedenklich zu, lächelte und sagte endlich, wenn er einen Socinianer sehen will, so braucht er nicht weit zu gehen. Ich bin ein Socinianer.

Ich erschrack, daß mir die Pfeife aus dem Munde fiel, die ich eben gestopft hatte. Er? fragte ich,

ein

ein Socinianer? er glaubt also die Gottheit Jesu Christi nicht?

Die Gottheit Jesu Christi, war seine Antwort glaube ich freilich nicht, aber ich bemühe mich seinen Willen zu thun, gegen meine Frau und Kinder und alle Menschen, mit denen ich zu thun habe, rechtschaffen zu handeln.

Um Gottes Willen, sagte ich, in was vor Zeiten leben wir, stund auf und gieng fort.

Auf dem Wege begegnete mir der Oberste von Ziegelstein. Nu, sagte er, bist du mit deinem Quartiere zufrieden?

Mit dem Quartiere, antwortete ich, bin ich wohl zufrieden, aber der Wirth! der Wirth!

O. Sapperment, indem er den Hut aufs rechte Auge druckte, den soll ja der Henker holen! Was thut er dir?

F. Nichts als alles Liebes und Gutes.

O. Nichts als alles Liebes und Gutes? närrischer Kerl, warum klagst du denn über ihn?

F. Ach! ich traue es mir nicht zu sagen, er ist, Gott sey bey uns, ein Socinianer!

O. Ha! ha! ha! Wenn es weiter nichts ist, so gehe du in Gottes Namen in dein Quartier, und laß dir wohl seyn. Mag er ein Socinianer, oder ein Quaker seyn, das thut nichts, wenn er nur ein rechtschaffener Mann ist; ein rechtschaffener Mann seyn, das ist die beste Religion.

F. Es jammert einen aber nur, wenn man so einen rechtschaffenen Mann soll lassen zum Teufel fahren.

O. Wenn du dich doch darum unbekümmert ließest, und sorgtest für deine eigene Seele, da hättest du genug zu thun. Du weißt, daß ich unter meinen Leuten allerley Glaubensgenossen habe; welche sind mir denn die liebsten?

F. Soviel ich gemerkt habe, die ordentlichsten und rechtschaffensten. Vorige Woche machten sie ja erst einen Lutheraner, weil er in seinem Dienste ordentlich ist, zum Corporal, und der katholische Böhme mußte nachsehen, weil er freilich ein lüderlicher Bursch ist.

O. Handle ich denn darinn nicht recht? Würdest du mich wohl für einen braven Officier halten, wenn ich schlechte Leute hochschätzte, deswegen, weil sie meines Glaubens sind?

F. Das kann ja freilich nicht anders seyn.

O. Und also! Du wirst doch unserm Herr Gott zutrauen, daß er es mit seinen Menschen wenigstens so gut meyne, wie der Oberste Ziegelstein mit seinen Soldaten, und daß er keinen guten, ehrlichen Menschen, um seines Glaubens willen, nachsetzen werde?

Das Ding wollte mir nicht recht in den Kopf. Besser, dachte ich, ist doch besser. Wenn du den Schmid zur allein seligmachenden Religion bringen könntest, so stiftetest du doch ein gutes Werk.

Als

Als ich also das erstemal wieder bey meinem Wirth zu Tische kam, so rückte ich an ihn und sagte: Herr Wirth! er ist so ein ehrlicher, braver Mann, sage er mir nur, woher es kommt, daß er ein Socinianer ist?

Mein Wirth lächelte und sagte; er ist auch so ein ehrlicher, braver Mann, sag er mir nur, woher es kommt, daß er katholisch ist?

Hum! war meine Antwort, ich bin in der katholischen Religion erzogen und gebohren, und will darinne leben und sterben.

Sieht er, sagte der Schmid, da gehts ihm, wie mir. Ich bin in der socinianischen Religion erzogen und gebohren, und will auch darinne leben und sterben. Unser Herr Gott hat gesagt: du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, das haben wir nun beyde gethan, er hat seine Eltern geehrt und ich die meinigen, er hat den Glauben seiner Eltern angenommen, und ich den Glauben meiner Eltern. Damit ists gut, und der liebe Gott, der uns unsre Eltern gegeben hat, wird mit uns beyden zufrieden seyn, daß wir ihnen gehorcht haben.

Ich wollte noch eines und das andere einwenden er wurde aber böse und sagte: ein vor allemal! kränke er mich in meinem Glauben nicht, und disputire er nicht darüber. Wenn er noch ein einziges Wort davon fallen läßt, so gehe ich zum Obersten, und bitte

es mir zur Gnade aus, daß er mir sogleich einen andern Soldaten ins Quartier lege.

Es war also dießmal mit meinem Bekehrungswerke nichts.

Vierzehntes Kapitel.

Des Feldwebels fünfte Predigt.

Das Jahr darauf gieng der Türkenkrieg los, ich wurde gefangen, tief in die Türkey hinein nach Adrianopel geschleppt, und an einen türkischen Kaufmann verkauft. Sonst hatte ich mir die Türkey immer wie eine Wüste vorgestellt, wo nichts als Dornen und Disteln wüchsen. Tausend! was machte ich nun für Augen, da ich in die Türkey hinein kam. Seht Kammeraden, ihr mögt es mir glauben oder nicht, so ists doch wahr, da wächst doch alles, was nur das Herz begehrt.

Ich hatte mannichmal meine Gedanken drüber. Es ist doch nicht erlaubt, dacht ich oft, daß der liebe Gott den Türken so viel Gutes thut, die doch Jesum Christum nicht erkennen. Wenn du der liebe Gott wärest, du ließest die schönen Sachen alle in Oesterreich, Steyermark, Kärnthen und Bayern wachsen.

Einmal da ich sehr frühe ausgieng, um meines Herrn Garten vom Unkraute zu reinigen, verrichtete

ich

ich erst mein Morgengebet auf einem Hügel, und bat besonders unsern Herr Gott, daß er sich doch unserer erbarmen, die Türken ausrotten, und die allein selige machende, katholische Religion, auf der ganzen Welt ausbreiten möchte. Da ich so betete, wurde der Himmel roth und die Sonne gieng auf. So schön habe ich sie nicht oft aufgehen sehen.

Eben wollte ich noch unserm Herr Gott es recht ans Herz legen, daß er doch die Türken ausrotten möchte; da aber die Sonne so schön über der Türkey aufgieng, starb mir das Wort im Munde — es war mir nicht möglich, gegen die Leute weiter zu beten, denen unser Herr Gott so viel Gutes thut.

Ich schlug die Augen nieder, und schämte mich, daß ich so albern gebetet hatte. Aber hatte ich mich erst geschämt, so schämte ich mich noch mehr, da ich unten, am Hügel, meinen Herrn erblickte, der auch betete.

Vergieb mir, Gott! sagte ich, daß ich dich zum Zorn habe reitzen wollen, gegen Menschen, die du lieb hast, und die dich anbeten.

Ich saß eine ziemliche Weile in tiefen Gedanken, da kam mein Herr langsam den Hügel herauf, die Thränen liefen ihm über die Backen. Er gab mir die Hand und sagte: guten Morgen Franke? warum sitzest du da so tiefsinnig?

Lieber Herr, war meine Antwort, ich habe eben mein Morgengebet verrichtet, und mich gefreuet, daß un-

unser Herr Gott allen Menschen so viel Gutes thut, darüber denke ich nach.

Nun, sagte er, das habe ich auch gethan. Ists nicht wahr, Franke, er ist ein guter Gott? sieh, wie gut er es mit der ganzen Welt meynt! wie frisch die Bäume stehen! wie die Flur lacht! wie die Vögel singen! **Es ist nur Ein Gott, und Muhammed ist sein Prophet.**

Aber, lieber Franke, du dauerst mich. Du bist ein ehrlicher Mensch, ich möchte dich gar zu gern einmal mit mir im Paradiese sehen. Willst du nicht von deinem Irrglauben abstehen, und ein Rechtgläubiger werden?

Jesus Maria! wie erschrak ich da! Sonst hatte ich mirs nicht träumen lassen, daß auf Gottes Erdboden man rechtglaubig seyn könnte, wenn man nicht katholisch wäre.

Vor etlichen Monaten hörete ich, daß sich ein Socinianer des rechten Glaubens rühmte, nun wollte gar ein Türke ein Rechtglaubiger seyn. Ich wußte nicht, was ich antworten sollte.

Du bedenkst dich, fuhr er fort! überlege doch, daß kein Mensch in das Paradies kommen kann, der nicht an den großen Propheten glaubt. Sieh! wenn du heute ein Muhammedaner wirst, morgen schenke ich dir die Freyheit!

Ich zuckte die Achseln und sagte: lieber Herr, ich bin ja schon rechtglaubig, ich bekenne mich ja zur allein seligmachenden Kirche, ich bin katholisch.

Guter Franke, antwortete er, du dauerst mich. Glaube mir, es ist nur ein Gott, und Muhammed ist sein Prophet.

Das kann ich aber nicht glauben, sagte ich, ich kanns nicht glauben. Was hast du nun davon, wenn ich, um meine Freyheit zu erlangen, mich zur Muhammedanischen Lehre bekenne? Du bekommst zwar einen Muhammedaner, aber auch einen Schurken mehr. Was ist dir mit einem Schurken gedient? Denn ist der nicht ein Schurke, der, um des Zeitlichen willen, eine Religion annimmt, die sein Herz nicht glaubt?

Meinem Türken schien dieß aufs Herz zu fallen, er biß sich in die Lippe, strich den Bart, ruckte den Turban hin und her, endlich gab er mir die Hand und sagte: du hast Recht, Franke! Es ist besser, daß du ein ehrlicher Christ, als ein Muhammedanischer Schurke bist. Der dort, der uns heute so schön mit seiner Sonne beschien, der wird auch wohl für uns beyde im Paradiese ein Plätzchen haben.

Nun mußte ich mit ihm ins Gartenhaus gehen, und Kaffee trinken. Da fragte er mich noch eines und das andere wegen der Religion.

T. Glaubt ihr Christen denn wirklich, daß ihr allein selig würdet?

J. Ja, das glauben wir. Man lehrt es uns, alles, was nicht Christ ist, das würde verdammt. Juden, Heyden, und — kurz alles wäre verdammt.

T. Also vermuthlich wir auch?

J. Ei das versteht sich.

T. Wie lange sollen wir denn verdammt werden?

J. Ewig.

T. Aber glaubt ihr denn, daß alle Christen selig würden?

J. Nein, darinne sind wir wieder verschiedener Meynung. Es giebt unter uns vielerley Partheyen, die Katholische, von der ich bin, hernach die Lutherische, die Reformirte und die Socinische. Da glaubt nun jede, sie würde allein selig, und die andern würden ewig verdammt.

T. Auch ewig?

J. Ja, von Ewigkeit zu Ewigkeit *)

Mein Türke gerieth darüber in tiefe Gedanken, gieng im Garten auf und ab; endlich kam er wieder zu

*) Daß dieß kein vernünftiger Katholike, Lutheraner, Reformirter oder Socinianer glaube, versteht sich von selbst. Allein, daß es unter allen Religionspartheyen solche gebe, die andern geradezu deswegen die ewige Seligkeit absprechen, weil sie nicht ihres Glaubens sind, ist leider wahr. Noch vor etlichen Jahren predigte jemand, daß Gott keines Menschen, als nur der Lutheraner, Gebet erhöre. Und der König und Prophet David sagt doch im 65 Psalm in 3 Vers ausdrücklich: Du erhörest Gebet, darum kommt alles Fleisch (oder alle Menschen, nicht bloß die Lutheraner) zu dir. Wenn ich mich recht erinnere, so war David kein Lutheraner, sondern ein Jude.

zu mir und sagte: Wir sind beyde irre geführt worden. Der Schöpfer der Sonne, der mit seinem Sonnenlichte alle Menscheu erfreuet, kann kein Tyranne seyn, und Menschen deswegen verdammen, daß sie glauben, was ihnen von ihren Eltern ist gelehret worden. Wir wollen fromm seyn und recht thun, so wird uns beyden der Erbarmer Barmherzigkeit erzeigen. Itzo geh an deine Arbeit!

Ich gieng hin, und die Arbeit gieng mir noch einmal so gut von Statten, wie sonst, weil mein Herr so gut gegen mich war.

Zu Mittage schickte er mir eine Portion Reis und Rindfleisch, die mir gar herrlich schmeckte, weil ich seit sechs Wochen keinen Bissen Fleisch gesehen hatte.

Nach Tische ließ er mich zu sich rufen, führte mich in sein Zimmer, und stellte mich seiner Frau vor, die einen Schleyer über ihr Gesicht hängen hatte. Er schlug den Schleyer zurück — tausend Pistolen! das war eine Frau! Kammeraden, seht ich stand da, wie verplüft. Schlank war sie gewachsen, wie eine Erle, eine Haut, so zart, daß man alle Adern durchsehen konnte, und so weiß, wie ein gefallener Schnee. Und ihre Augen — aus denen funkelte nichts als Liebe und Güte.

Franke, sagte sie lächelnd, ists wahr, daß du uns alle willst verdammen lassen?

Das war eine kützliche Frage. Ich schlug die Augen nieder und sagte, ich verdamme niemanden.

Aber

Aber man hat mich so gelehret, daß alle ewig verlohren und verdammt wären, die sich nicht zur christkatholischen Kirche bekenneten.

Dieß müssen, sagte sie, harte Leute seyn, die dich dieß lehrten. Aber hör, lieber Franke, da mir mein Mann erzählte, was du mit ihm gesprochen hast, so bat ich ihn, mir zu schenken, was ich von ihm bitten würde. Er gewährte mir meine Bitte — weißt du, was ich mir von ihm erbat? Dich, lieber Franke! du bist also mein, aber nur noch eine Minute bist du mein — hier sah sie mir gewaltig freundlich in die Augen — und nun — fuhr sie fort, bist du nicht mehr mein, ich schenke dir die Freyheit. Hier, Franke, hier sind zwanzig Löwenthaler zur Reise, mein Mann wird dir einen Paß verschaffen.

Ich? frey? hier fiel ich vor ihr auf meine Knie. Sie sprang aber zurück und trocknete die Thränen, die über ihre Backen liefen, mit ihrem Schleyer ab. Hernach, fuhr sie fort, die Thränen liefen ihr aber noch immer über die Backen, wenn du nun, lieber Franke, einmal Herr über das Paradies wärest, wolltest du wohl mich von demselben zurückweisen?

Bey Gott nicht! war meine Antwort, eine so gute fromme Frau, die kann nicht aus dem Paradiese gewiesen werden. Und wenn ich einst vor den Gott komme, der die Sonne heute so schöne aufgehen ließ: so will ich ihn bitten, daß er dir gnädig sey.

Das

Das ist mir lieb, sagte sie; glaube aber, lieber Franke, ich bedarf deiner Bitte nicht. Der barmherzige Erbarmer wird wenigstens eben so gut denken, als du. Leb wohl! Franke! und lästre meinen und deinen Gott nicht mehr!

Hier ließ sie den Schleyer über das Gesicht fallen, und gieng in ihr Zimmer zurück.

Ich blieb aber noch immer auf meinen Knieen liegen, bis mich mein Herr aufrichtete.

Funfzehntes Kapitel.

Des Feldwebels sechste Predigt.

Wir weinten beyde. Hernach fragte ich ihn, was wollte deine Frau, daß sie sagte, ich sollte Gott nicht lästern?

T. Das will ich dir sagen. Meine Frau hat mirs bewiesen, daß wir heute beyde Gott gelästert haben.

J. Wir Gott gelästert?

T. Gott gelästert! Denn die größte Gotteslästerung, die ein Mensch aussprechen kann, ist die, daß er sagt, Gott wäre ein Tyranne, und verdamme rechtschaffne Menschen unschuldig.

J. Aber ich habe ja nur gesagt, er verdammt sie wegen der Religion.

T. Das

T. Das ist eben die Gotteslästerung, wenn man sagt, die Religion, die man bekennet, wäre die allein seligmachende, und alle, die sie nicht annähmen, wären ewig verdammt. Wenn das wäre, was sollte ich denn von dem barmherzigen Erbarmer denken? Ists nicht wahr, du glaubst, meine Religion wäre falsch, und die deinige wäre wahr?

J. Soll ich heucheln?

T. Bey Gott nicht!

J. Nun da muß ich dir sagen, daß ich und alle Christen glauben, daß deine Religion falsch sey.

T. Wirklich? nun es mag seyn. Einer von uns beyden hat Unrecht. Wer das ist, das weiß niemand besser, als der Schöpfer der Sonne. Ich will dir aber zugeben, daß ich eine falsche Religion habe, wer ist denn die Ursache, daß ich sie glaube? kein Mensch, als mein Vater, meine Mutter und mein Lehrer. Diese haben mich von Jugend auf dazu angeführt. Ich habe ihnen gehorcht und geglaubt. Habe ich denn ihnen nicht gehorchen, nicht glauben sollen? Wenn mich also Gott einmal aus dem Paradiese wiese, so müßte er es deswegen thun, weil ich gegen meine Eltern ein gehorsames Kind gewesen bin. Kannst du das von Gott glauben? lästerst du nicht Gott, wenn du sagst, daß er einen guten Menschen deswegen verdamme, weil er seinen Eltern gehorcht hat?

J. Ich kann darauf nicht antworten, weil ich kein Gelehrter bin. Ich dächte aber doch —

T. Und

T. Und was denn?

J. Da du älter wurdest, hättest du die Bibel lesen können und —

T. Aha! hast du denn den Koran (die türkische Bibel) gelesen?

J. Ei was geht mich denn die an? Ich bin ein kaiserlicher, königlicher, Soldat, und habe meinen Dienst ordentlich versehen, und auf den Posten, wohin ich gestellet wurde, meine Schuldigkeit gethan, da habe ich keine Zeit gehabt, mich um solche Sachen zu bekümmern.

T. So ist mirs auch gegangen. Ich bin ein Kaufmann, und habe, vom Morgen an bis in die Nacht, zu thun, wenn ich meine Geschäfte ordentlich besorgen will. Da ist mir noch keine Zeit übrig geblieben, eure Bibel zu lesen.

J. Ja was müßten wir denn da thun?

T. Was ich thun will, das weiß ich. Ich will alle Tage zu Gott beten, und die Ceremonien beobachten, die mir meine Religion vorschreibt, keinen Menschen beleidigen, jedem helfen, soviel ich kann, und keinen mehr von seiner Religion abzubringen suchen. Da denk ich denn, daß mich Gott nicht verdammen werde. Was willst du denn thun?

J. Ich dächte ich machte es eben so.

T. Ich dächte es selbst. Sind wir Schurken, so verdammt uns Gott beyde, wir mögen Türken oder Christen seyn. Sind wir rechtschaffne Leute, so wird

uns

uns Gott gnädig seyn, wenn auch gleich einer von uns sich in seinem Glauben geirret hätte.

Den folgenden Tag bekam ich meinen Paß und noch einen Sack voll Victualien mit auf den Weg. So reiste ich fort und kam wieder zur Kaiserlichen Armee. Da nahm ich wieder Dienste. Weil ich aber nicht gegen die Türken dienen wollte, so würde ich nach Prag geschickt. Ja seht Kammeraden, so ist mirs gegangen. Ihr kennt mich alle. Ich bin ein katholischer Christ, das wißt ihr. Aber ich mache keinen Menschen in seinem Glauben irre, und wer mir sagt, daß ich irgend einen Menschen, seitdem ich aus der Türkey zurück gekommen bin, habe suchen katholisch zu machen, der muß es reden, wie ein Hundsvot!

Ja, sagte ein alter Corporal, wenn alle Menschen in der Welt so dächten, da hätten wir gute Zeit. So aber da glaubt jede Religionspartheÿ, die Wahrheit wäre allein auf ihrer Seite, und sieht alle andere an als Ketzer und Kinder des Teufels. Daraus entsteht lauter Unglück und Elend. Keine Partheÿ trauet der andern über den Weg, jede verfolgt und drückt die andere, sobald sie die Oberhand bekommt. So machen sich die Leute einander selbst das Leben schwer, die, wie Brüder und Schwestern, bey einander einig und verträglich leben könnten.

Sechs-

Sechszehntes Kapitel.
Des Feldwebels Disputation.

Ein Fähndrich, der mit zugegen war, dachte aber nicht so. Dieser beschuldigte den Feldwebel, er sey ein Indifferentist; und, da dieser sich vertheidigte, lief er fort und sagte, er wollte ihn bey dem Regimentspater verklagen.

Es währete nicht lange, sc kam der Regimentspater, und es wurde auf einmal so stille, daß man hätte eine Maus husten hören können.

Er machte ein ziemlich ernsthaftes Gesicht, gieng auf den Feldwebel los und sagte: ei! ei! Herr Feldwebel, was muß ich von ihm hören!

F. Wie ich hoffe, Ihro Hochwürden, nichts als alles Liebes und Gutes.

P. Ists denn wahr, daß er so leichtsinnig von der Religion gesprochen, und gesagt hat, es wäre einerley, man möchte ein Türke oder ein Christ, Lutherisch, Reformirt oder Katholisch seyn?

F. Ihr Wort in Ehren, Ihro Hochwürden, das habe ich nicht gesagt. Meine Meynung war nur die, daß unser Herre Gott ein Vater aller Menschen sey, sie lieb habe und ihnen Gutes thue. Den Christen, wie den Türken, und den Türken, wie den Christen: Habe ich denn darinne Unrecht?

P. Ganz und gar nicht. Das lehrt ja die Bibel. Was hat er denn aber von der alleinseligmachenden Religion gesagt?

F. Ja wie mirs so ist vorgekommen. Ist der Mensch, habe ich gesagt, ein Schurke, so kanns ihm, in jener Welt, nicht wohl gehen, er mag Türke oder Christ, Katholik oder Socinianer seyn. Ist denn das nicht wahr?

P. Freilich ists wahr. Das predigen wir ja beständig.

F. Ist der Mensch aber rechtschaffen, und thut nach seinem Gewissen, so wird ihm der liebe Gott gnädig seyn, wenn er sich auch in seinem Glauben irren sollte.

P. Ja, mein lieber Feldwebel, das ist Gottes Sache, darum haben sich die Menschen nicht zu bekümmern.

F. Das wohl. Wenn man aber nun einmal davon spricht, welches ist denn besser, wenn man meynet, daß der liebe Gott so viele Millionen Menschen deswegen, weil sie ihren Eltern geglaubt haben, in den Pfuhl werfen werde, der mit Feuer und Schwefel brennet? oder, wenn man hoffet, er werde ihnen in der Ewigkeit eben so gnädig seyn, wie er ihnen auf der Erde war?

P. Das erstere taugt ja freilich nichts; denn unser Heyland spricht: verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet.

Wenn

Wenn er weiter nichts gesagt hat, Herr Feldwebel, als dieses, so habe ich gar nichts dagegen. Lebe er wohl, und bleibe er bey diesen Gedanken.

Adjö, Ihro Hochwürden, sagte der Feldwebel, und druckte ihm treuherzig die Hand, daß ist mir doch lieb, daß sie nicht böse auf mich sind. Ich habe es ja, weiß der liebe Gott, aus keiner bösen Absicht gesagt.

Wer war froher, als der Feldwebel! Er sprach noch etliche Stunden über diese Materie. Es würde zu weitläuftig seyn, wenn ich alles erzählen wollte.

Siebenzehntes Kapitel.

Constant wird examinirt.

Nach etlichen Tagen war meine Krätze curirt, ich verließ das Krankenhaus, gieng zu den Herrn Major, und dankte ihm gar herzlich für die Gnade, die er mir erzeigt hatte.

A propos! sagte er, da ich mich bedankt hatte, weißt du auch mir zu sagen, womit du bist curiret worden?

Das weiß ich wohl, war meine Antwort. Ich mußte Queckenthee trinken, und ein Paar Purganzen einnehmen. Hernach mußte ich täglich Morgens und Abends die krätzigten Theile mit laulicht warmen Gu-

lardschen Wasser waschen, und im Bette die Ausdünstung abwarten. Da dieß fünf Tage geschehen war, that der Herr Feldscheerer unter ein Maas Gulardsches Wasser eine Unze Salz und ein Quentchen Alaun, und ließ es darinne zergehen. Mit diesem Wasser mußte ich mich wieder täglich waschen. Das währete zehn Tage — weg war meine Krätze.

M. Seht einmal den Leineweber! Wie stehts aber weiter? weißt du auch, wie man das Gulardsche Wasser macht?

J. Ei das wollte ich meynen. Man nimmt ein Maas reines Wasser, thut zwey Theelöffel voll Bleyextract und vier Theelöffel voll Fruchtbranntewein dazu — da ist das Gulardsche Wasser fertig.

M. Bravo! Wenn du aber so klug bist, so sag mir doch einmal, wie man den Bleyextract macht? He?

J. Auch das habe ich gemerkt. Man nimmt ein Maas Weinessig und ein Pfund Goldglättpulver, thut beydes in einen Kessel, läßt es mit einander, bey einem gelinden Feuer, vier bis fünf Viertelstunden kochen, rührt es beständig mit einem hölzernen Spatel herum. Dann nimmt man den Kessel vom Feuer, läßt die dicke Materie sich setzen, und gießt das helle ab. Dieß thut man hernach in eine Flasche, die mit einer Schraube wohl verwahrt seyn muß.

M. Vortreflich. Daß du dich mit Verfertigung des Bleyextracts abgeben sollst, will ich dir eben nicht rathen. Es sind dazu zu viele Vortheile nöthig. Du

thust

thust besser, wenn du ihn bey einem verständigen Apotheker oder Arzt nimmst. Gulardsches Wasser aber muß eigentlich jeder Mensch haben und machen können. Denn es heilt nicht nur die Krätze, sondern auch noch andere Plagen. Wenn sich der Mensch z. E. verbrennt, so ist nichts besser, als daß er sich den Brandschaden mit Gulardschem Wasser wäscht.

Das war dein Glück, Leineweber! daß du nach alle diesen Sachen gefragt hast. Hättest du das nicht gethan, morgen müßtest du, auf Ehre, nach Eger marschiren. So aber, da ich doch sehe, daß du den Kopf auf dem rechten Fleck hast, will ich dich noch einige Zeit hier behalten, und sehen, was ich aus dir machen kann. Wie stehts denn sonst mit dir? kannst du lesen?

J. Ja gnädiger Herr! das habe ich gelernt.

M. So komm und lies.

Er holte darauf ein Buch, es hieß **Carl von Carlsberg.** Daraus mußte ich ihm folgende Stelle vorlesen:

„Und nach diesen Geschichten brach ein großes Volk hervor und bedeckte den Erdkreis. Sie waren männiglich schön und lieblich anzusehen. Ich sahe braune Jünglinge, die in ihren Armen hielten Jungfrauen, deren Wangen lieblich waren, wie die Morgenröthe, und deren Augen funkelten, wie die Sterne Gottes. Auch sahe ich Weiber, die waren alle voll Kraft, jede hielt den Säugling im Arme, der holdselig am vollen Busen spielte, auf dem die Haarlocken walleten.

Und

Und die Blicke, die sie warfen auf die Säuglinge, waren, wie die Blicke der Engel Gottes. Neben ihnen stunden nervigte Männer, die ihre Augen an dem Anblicke weideten. Auch sahe ich Gebährende, die in wenigen Minuten, ohne fremde Hülfe, ihre Kinder zur Welt brachten. Und ich sahe mich um weit und breit, und siehe, da ward unter allen Menschenkindern nicht gefunden ein bucklicher, oder pockengrübiger, noch ein solcher, dessen Schenkel krumm gewachsen waren, noch ein Mensch ohne Nase. Auch ward nicht gefunden ein bleicher, man sahe nirgends Sorge und Gram, und hörte nicht Zank noch Streit, sondern sie waren allesamt munter und guter Dinge. Und ich fragte den, der mit mir redete: Herr! sind das Engel?

Und er antwortete und sprach zu mir: Mitnichten. Sondern es sind die bessern Menschen, die hervorkommen werden, wenn der Herr sein Werk vollendet, und das Reich der Unwissenheit, Dummheit und Bosheit zerstöret hat.

Und die Menschen zerstreueten sich auf den Erdboden, und fiengen an zu arbeiten kräftiglich. Galgen und Rabensteine, Hospitäler, Waisenhäuser und Kasernen, Zuchthäuser und alle andere Wohnungen des Elends wurden niedergerissen; Paris mit seinen Schwestern ward öde, und eine Wohnung der Nachteulen und Rohrdommeln. Und man machte um jede Hauptstadt einen Raum bey 200 Feldweges, und zog ein Gehege darum, damit niemand sich nahen und sehen

möch-

möchte die Ueberbleibsel von den Rasereyen des menschlichen Verstandes. Aber alle Wüsteneyen wurden Lustgärten, und alle Sandberge Wälder und Weinberge. Und es ward da nicht mehr funden ein Bettler, sondern jeder hatte Ueberfluß, jeder saß unter seinen Kindern und verzehrte ein Wildpret, oder ein gemästet Kalb, und trank seinen Becher Wein, und ließ sein Herz guter Dinge seyn."

M. Nun mit dem Lesen geht es so ganz gut, wie steht es aber mit dem Schreiben?

J. Das habe ich auch gelernt, so viel als ein armer Handwerksmann braucht.

M. Nun der braucht viel. Der Reiche kriegt für sein Geld Schreiber genug, aber der Arme hat dazu kein Geld, daß er Schreiber halten könnte. Da ist Dinte, Feder und Papier, setz dich einmal hin und schreib mir einen Brief.

J. Ja Briefschreiben habe ich nicht gelernt.

M. Keinen Brief hast du lernen schreiben? Was hast du denn sonst geschrieben?

J. Lauter biblische Sprüche.

M. Ha! ha! ha! ha! lauter biblische Sprüche? Das ist ja wohl ganz gut, aber damit kömmst du nicht aus. Wenn du nun ein Stück Leinewand verfertigt hättest, und wolltest es einem Kaufmanne anbieten, und schriebst ihm die ganze Epistel an die Römer, das wird dir nichts helfen.

Achtzehntes Kapitel.
Das Examen wird fortgesetzt.

Setz dich nur und schreib mir einen Brief, er mag werden, wie er will.

Ich setzte mich und schrieb folgenden Brief an meinen ehemaligen Rector.

Gott zum Krues!

Liwer Herr Rekder! Wen sie sich nog wol befinten ist mirsch lieb, ich bin Gott Lob und Tang nog gesund und wol. Ich bin ein Soltad geworden unger den keiserligen. Ich bin Vörzen Dag gewesen in den Sbidal, und bin nich mör drinne. Krissen Sie doch meine Mume Anne Katrine, leben sie wohl,

Constant.

In meinem Leben habe ich keinen Menschen so lachen sehen, als itzo der Major lachte, da er den Brief gelesen hatte. Kirschbraun wurde er im Gesichte, und ich dachte, er würde sich die Brust zersprengen.

Hör Leineweber, sagte er, wenn deine Leinewand und dein Trillich nicht besser ausfallen, als deine Briefe, so siehts schlecht mit dir aus.

Da sich der Herr Major satt gelacht hatte, so sagte er, wie stehts mit dem Rechnen?

Rechnen, war meine Antwort, habe ich ganz fein gelernt. In der Schule war ich darinne immer der Oberste.

Das

Das soll mir lieb seyn, fuhr der Major fort. Wir wollens versuchen. Setz dich hin und schreib, ich will dir ein Exempelchen dictiren.

Ein Kaufmann bezahlt einen Centner Kaffee mit 25 Rthlr. in Louisd'or zu 5 Rthl. wie hoch kommt das Loth, wenn diese 5 Louisd'or zu 5 Rthlr. und 8 Gr. gerechnet werden?

Ich sah das Exempelchen hinten und vorne an, wie die Kuh das neue Thor, wußte aber immer nicht, was ich damit anfangen sollte. Endlich sagte ich: gnädiger Herr, das Exempel habe ich in der Schule nicht gehabt.

Da lachte er wieder aus vollem Halse, und fragte, du kannst also sonst kein Exempel rechnen, als das du in der Schule gehabt hast? damit wirst du weit kommen. Was hast du denn in der Schule für Exempel gehabt? laß doch hören!

J. Additions- Subtractions- Multiplications- und Divisionsexempel.

M. Gut! wenn du das Exempel rechnen willst, das ich dir aufgegeben habe, so brauchst du ja auch nichts weiter zu thun, als zu addiren, zu subtrahiren, zu multipliciren und zu dividiren. Fort! fort! versuche, was du kannst, ich will dir Zeit lassen.

Ich rechnete hin und her, und beschrieb einen ganzen Bogen mit Zahlen. Mein Herr Major gieng unterdessen in der Stube auf und ab, guckte mir bis-

weilen über die Achsel, nahm allemal eine Prise Taback, und trat hernach ans Fenster, um das Lachen zu verbergen. Endlich sagte ich, ich habs heraus, Herr Major! Das Loth Kaffee kostet, wenn der Centner mit 25 Rthlr. in Louisd'or zu 5 Rthlr. bezahlt wird, 18 Pf. in Louis d'or zu 5 Rthlr. 8 Groschen.

Da gieng das Lachen von neuem los, und zwar so lange, daß es mich am Ende verdroß. Da dieß der Major merkte, wurde er ernsthaft und sagte! kurz von der Sache zu kommen! Du siehst doch, daß du nicht rechnen kannst. Und wenn du hundert und funfzig Rieß Papier mit Zahlen beschrieben hättest, so hilft das doch zu weiter nichts, du darfst nicht sagen, daß du rechnen kannst. Indem er das sagte, gieng er nach der Thür zu, und zog an einem Glöckchen, sogleich trat der Bediente herein, und fragte, was befehlen ihre Gnaden?

M. Hör, Heinrich, wenn der Centner Kaffee 25 Rthlr. in Louisd'or zu 5 Rthlr. kostet, wie viel kostet das Loth, wenn diese Louisd'or zu 5 Rthlr. 8 Gr. gerechnet werden?

B. Den Centner zu 110 Pfund gerechnet?

M. Nur zu hundert Pfund.

B. (Nachdem er ein Paar Minuten den Finger über die Nase gelegt hatte) 2 und ohngefähr 2/5 Pfennige!

M. Ganz recht. Nun geh nur wieder hin! Sieh, mein liebes Leineweberchen, das heist rechnen!

Bey

Bey deiner Rechenkunst wirst du nicht weit kommen; was du dir die Woche über verdient hast, kannst du den Sonnabend wieder verrechnen. Weißt du was, willst du denn noch etwas lernen?

J. Von Herzen gern, wenn ich doch nur dazu Gelegenheit hätte.

M. Die will ich dir verschaffen! Da hast du ein Briefchen, das trage bey den Fourier Schröder, der wird dir täglich eine Stunde im Rechnen und Schreiben Unterricht geben. Wenn du fleißig bist, so will ich dich von Grund aus unterrichten lassen. Bist du es aber nicht, so ist nach vierzehn Tagen die Sache abgethan, und du gehst, mit dem ersten Rekrutentransporte, nach Eger.

Morgen geht auch das Exerciren an. Nimm dich dabey fein zusammen, damit es nicht etwa Wixe *) setzt.

Ich dankte dem Herrn Major höflich dafür, daß er mich das Schreiben nnd Rechnen wollte lehren lassen, und gieng fort, immer nach meinem Quartiere zu.

*) So nennt man im Scherz, Schläge.

Neun=

Neunzehntes Kapitel.

Ein Gespräch vom Glauben.

Da ich bey die Tromsdorfische Apotheke kam, dachte ich, möchtest wohl ein Loth Violrappe *) mitnehmen. Der Provisor wickelte es mir in ein Papierchen. Da ich nun eine Prise nehmen wollte, sahe ich, daß das Papierchen bedruckt war. Ich wollte lesen, was drauf stünde; weil aber die Zeilen mitten von einander geschnitten waren, so konnte ich keinen rechten Verstand heraus bekommen. So viel konnte ich nur sehen, daß von einem Glaubensbefehle die Rede war, denn zweymal kam das Wort Glaubensbefehl vor, Vor tausend Guckuck, dachte ich bey mir selbst, was ist das für ein Ding, ein Glaubensbefehl!

So eben begegnete mir ein kaiserlicher Soldat, He, sagte ich, Kammarad, kannst du mir nicht sagen, was ein Glaubensbefehl ist?

Er lachte und sagte, was geht mich der Glaubensbefehl an. Wenns ein Gericht Erbsen und Speck wäre, das wäre eher mein Casus.

Da schlenderte ich weiter bis an die Schmidstetter Gasse, da kam ein Lutherischer Geistlicher so hurtig um die Ecke, daß er an mich stieß, und um ein Haar mich umgestoßen hätte.

Wir

*) Eine Art Schnupftaback.

Wir erschraken beyde, sahen einander an, und er bat mich, ich möchte es nicht übelnehmen, daß er mich so gestoßen hätte.

Im geringsten nicht, sagte ich. Weil wir aber hier so von ohngefähr zusammen kommen, so könnten Sie mir einen Gefallen thun.

G. Und der wäre?

I. Wenn Sie mir doch sagten, was das für ein Ding wäre, ein Glaubensbefehl?

G. Wie kömmt er denn auf den sonderbaren Gedanken?

I. Sehn Sie, da stehts auf dem Papierchen.

G. Nu? warum bekümmert er sich denn aber darum?

I. Ich dachte, wer glaubt, der müßte auch wissen, was ein Glaubensbefehl wäre.

G. Wenn er es so meynt, so muß ich es ihm schon erklären. Komm er her mit mir nach Hause. Ein Glaubensbefehl ist, daß ich es kurz sage, ein hölzern Biegeleisen.

I. Das verstehe ich nicht.

G. Seh er, was hölzern ist, das ist nicht Eisen, und was Eisen ist, das kann nicht hölzern seyn. So ists auch mit dem Glaubensbefehle. Der Glaube ist eine freye Sache, und Befehl ist ein Befehl. Ein Glaubensbefehl, oder ein Befehl, dem Glauben nach einer gewissen Art zu lehren, oder so zu lehren, daß alle glauben und meynen sollen, wie einer glaubt und

meynt,

meynt, reimt sich so wenig zusammen, wie ein hölzern Biegeleisen.

J. Wer macht denn aber die Glaubensbefehle?

G. In den ältesten Zeiten die heidnischen Kaiser, hernach die Päbste. Im vorigen Jahrhundert auch einige Protestantische Fürsten, oder vielmehr ihre Minister, durch welche sie hintergangen wurden. Zeig er mir einmal sein Papierchen! Sieht er, es ist ganz gelb, das muß wenigstens hundert Jahr alt seyn. Heutiges Tages haben unsere Fürsten bessere Einsichten, nnd machen keine Glaubensbefehle mehr, weil sie erfahren haben, daß dadurch nichts als Haß, Verfolgung und Verbitterung entsteht, und sie immer von schlechten Menschen gemißbraucht werden, um ihre Tücke und Boßheit an ihrem Nebenmenschen auszulassen. Nein, dazu haben, Gott Lob! heutiges Tages unsere Fürsten zu viel Verstand. Wäre es nicht lächerlich, wenn sie den Aerzten wollten vorschreiben, was sie zu ihren Purganzen nehmen sollten? so lächerlich ists auch, wenn sie den Religionslehrern vorschreiben wollten, was sie, als **Wahrheit**, lehren sollen. Für die Güte der Purganzen lassen sie die Aerzte, und für die Reinigkeit der Lehre, den Lehrer sorgen, und da geht denn alles gut.

Die Zeiten verändern sich, mein lieber Mann, und die Einsichten der Menschen auch. Die Leute sind in allen Ständen itzo in vielen Stücken viel klüger, als sonst. Nehme er nur die Aerzte, Die konnten

ten sonst kein Recept schreiben, wozu nicht Hirnschädel, Mumie, Menschenfett, Hundekoth u. d. gl. kam.

J. Darinne haben sie Recht, Ihro Hochwürden! Meine selige Großmutter hatte ein Büchelchen, das hieß Sperlings Dreckapotheke.

G. Sieht er! Und wie klug sind itzo unsere Aerzte! Die curiren alles mit Wasser, Kräutern, Wurzeln, Salzen und andern einfachen Mitteln. Wenn nun ein Fürst befehlen wollte, daß die Aerzte führohin nach alter Art curiren, oder daß sie den Kranken Arzneyen geben sollten, von denen sie zuverlässig wüßten, daß sie ihnen nichts nütze wären, was würde es da für einen Lärmen unter den Aerzten geben.

Ists denn aber anders, wenn ein Fürst den Geistlichen befehlen und vorschreiben wollte, was wahr seyn, und was sie als Wahrheit lehren sollten?

J. Erlauben mir Ihro Hochwürden, ich dächte, es wäre hier doch ein Unterschied. Die Aerzte haben eigentlich keine Vorschrift, wie sie curiren sollen; die Herren Geistlichen haben sie aber. Die Herren Geistlichen in meinem Vaterlande haben z. E. den Heydelberger Katechismus.

G. Gut! also haben die Herren Geistlichen in seinem Vaterlande den Heydelberger Katechismus. Da glauben sie nun alles, was drinne steht, oder sie glauben es nicht. Glauben sie es, so braucht es nicht befohlen zu werden, daß sie darnach lehren; denn jeder lehrt ja ohnedieß, wie er glaubt. Glauben sie es

aber

aber nicht, so sehe ich wieder nicht ein, was man mit dem Befehle haben will. Will man befehlen, daß sie es glauben sollen, so ist dieß lächerlich, denn der Glaube läßt sich ja nicht befehlen. Er ist, wie ich merke, reformirt. Glaubt er denn also, daß der wahre Leib und Blut Jesu Christi im heiligen Abendmahle zugegen sey?

J. Nein, das glaube ich nicht.

G. Wenn nun aber ein Fürst, bey seiner Ungnade, beföhle, **du sollst es glauben!** hernach würde der Glaube wohl kommen?

J. In meinem Leben nicht, und wenn es der Römische Kaiser befähle.

G. Da sieht er es ja, der Glaube kann nicht befohlen werden. Will man aber befehlen, daß die Geistlichen lehren sollen, was sie nicht glauben, so ists ja eben so gut, als wenn man verlangen wollte, sie sollten Heuchler und Schurken werden. Ist denn der Arzt ein rechtschaffener Mann, der da Arzeneyen austheilt, von denen er doch weiß, daß sie nichts nutzen, oder wohl gar schädlich sind? Was soll man denn aber von einem Geistlichen halten, der Sachen vorträgt, von welchen er glaubt, daß sie nicht wahr wären, und also seine Zuhörer beredet, Unwahrheiten zu glauben?

J. Erlauben mir aber, Ihro Ehrwürden, ich dächte doch, wenn einer ein Geistlicher seyn wollte, so müßte er alles glauben, was seine Religion mit sich brächte.

G. Nein

G. Mein lieber Mann, er meynt es herzlich gut, überlege er aber doch selbst, ob er wohl recht habe! Die Aerzte glauben eine Menge Sachen nicht mehr, die ihre Vorfahren für wahr hielten, glauben nicht mehr an die Kräfte der Mumie, Hirnschädel u. d. gl.; der Bauer glaubt bey dem Ackerbaue vieles nicht mehr, was man sonst für wahr hielt, glaubt nicht mehr, daß das Land schlechterdings alle drey Jahre Brache liegen müsse, wenn es seine Fruchtbarkeit behalten solle. Und so ists durchaus in allen Ständen. Man glaubt eine Menge Sachen nicht mehr, die man vor zweyhundert Jahren glaubte, weil man durch lange Erfahrung und Nachdenken bessere Einsichten bekommen hat. Meynt er denn, daß wir Geistlichen Breter vor den Köpfen haben, und die einzigen sind, die ihre Einsichten nicht besserten? Oder waren vielleicht die Leute, die die Katechismen und Glaubensbekenntnisse auffsetzten, Propheten und Apostel, die nicht irren konnten?

J. Es will mir nicht recht in den Kopf. Die Bibel ist doch Gottes Wort, und der liebe Gott kann sich nicht irren.

G. Ganz recht! aber was will er damit?

J. Die Katechismen sind ja aber aus der Bibel genommen.

G. Welcher? der Katholische? der Lutherische? oder der Reformirte?

J. Wenn

J. Wenn ich meine Meynung sagen soll — der Reformirte.

G. Und ich meyne der Lutherische, und der Katholik meynt der Katholische. Seh er also, lieber Mann, wie die Sache sich eigentlich verhalte. Die Bibel ist Gottes Wort, und was wirklich drinne steht, das ist wahr und bleibt wahr. Sie wird aber von dem einen so und von dem andern wieder anders erkläret. Der größte Theil der itzigen Geistlichkeit erkläret sie anders, als die Geistlichkeit, die vor zwey bis dreyhundert Jahren lebte, und glaubt, manches stünde nicht in der Bibel, was man ehedem darinne zu finden glaubte. Wenn nun ein Fürst befehlen wollte, die Geistlichen sollten predigen, gewisse Lehren stünden in der Bibel, von denen sie doch glaubten, sie stünden nicht drinne, wäre denn das Recht?

J. Nun sehe ich es freilich ein, daß es nicht Recht wäre.

G. So sieht er also, daß ein Glaubensbefehl weiter nichts ist, als ein hölzern Biegeleisen.

J. Auf diese Art sollten wir ja alle Tage dem lieben Gott auf den Knieen danken, daß er uns so vernünftige Fürsten gegeben hat, die keine Glaubensbefehle mehr machen. Denn ich wüßte doch wirklich nicht, was ein Geistlicher thun sollte, wenn man ihm befähle, Dinge zu lehren, die er nicht glaubt.

G. Nun das ist schon längst ausgemacht. Die Apostel sagen es ja: **man muß Gott mehr gehor-**

chen,

chen, denn den Menschen, und Doctor Luther spricht — ich will doch in seiner Kirchenpostille nachsuchen — ja da habe ich es, er spricht: Wenn man gebeut zu beichten, Sacrament zu empfahen u. s. w., und will darauf dringen, man müsse es thun, aus Gehorsam der Kirche: so soll man nur frisch mit Füßen drein treten, und eben darinne das Widerspiel thun, daß ers geboten hat, auf daß die Freyheit bleibe.

Ich dankte hierauf dem lieben Herrn Pfarrer, dessen Namen ich vergessen habe, für die gute Belehrung, die er mir gegeben hatte, und gieng fort.

Auf dem Wege dachte ich hin und her über den Glaubensbefehl nach. Lieber Gott, sagte ich bey mir selbst: du hast nun in der Welt alles so weise und gut eingerichtet, aber die Menschen verhunzen alles. Wenn Friede und Ruhe da ist, so macht man Glaubensbefehle, und hetzt dadurch die Menschen gegen einander auf.

Zwanzigstes Kapitel.

Eine vergnügte Abendstunde.

Mit diesen Gedanken setzte ich mich auf dem Walle unter eine Linde nieder, und hörte einem Manne zu, der auf der Flöte spielte, und seine Frau und Kinder dazu singen ließ.

Da nun die Musik, die ich hörte, so gar artig klang, so schlich ich mich in den Garten, aus dem sie kam, um zu hören, was denn eigentlich gesungen würde. Da war es folgendes Liedchen:

Was frag ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin.
Giebt Gott mir nur gesundes Blut,
So hab ich frohen Sinn,
Und sing aus dankbarem Gemüth,
Mein Morgen- und mein Abendlied.

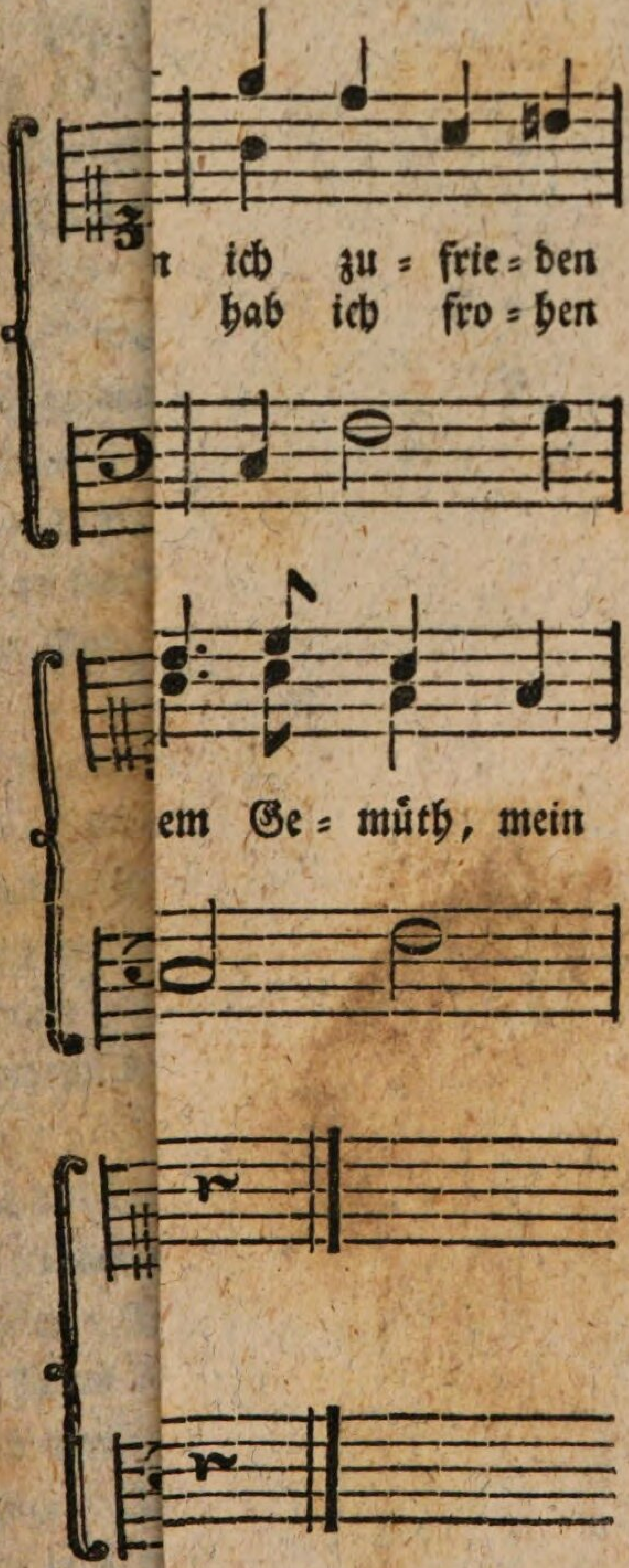
So mancher schwimmt im Ueberfluß,
Hat Haus und Hof und Geld,
Und ist doch immer voll Verdruß,
Und freut sich nicht der Welt.
Je mehr er hat, je mehr er will,
Nie schweigen seine Klagen still.

Da heißt die Welt ein Jammerthal,
Und deucht mir doch so schön,
Hat Freuden ohne Maaß und Zahl,
Läßt keinen leer ausgehn.
Das Käferlein, das Vögelein,
Darf sich ja wohl des Maien freun.

Und uns zu Liebe schmücken ja,
Sich Wiesen, Berg und Wald,

Und

Zu S. 68.



Und Vögel singen fern und nah,
Daß alles wiederhallt.
Bey Arbeit singt die Lerch uns zu,
Die Nachtigal bey süßer Ruh.

Und wenn die goldne Sonn aufgeht,
Und golden wird die Welt,
Und alles in der Blüte steht,
Und Aehren trägt das Feld:
Dann denk ich: alle diese Pracht
Hat Gott zu meiner Lust gemacht.

Dann preis ich Gott, und lobe Gott,
Und schweb in hohem Muth,
Und denk: es ist ein guter Gott,
Und meynts mit Menschen gut.
Drum will ich immer dankbar seyn,
Und mich der Güte Gottes freun.

Da das Liedchen vorbey war, lobten es die Frau und die Kinder noch, und sagten, daß es so schöne gewesen wäre. Wer mag denn das artige Liedchen wohl gemacht haben? fragte die Tochter des Mannes.

Ich weiß nicht, war seine Antwort, es muß über hundert Jahr alt seyn.

Du irrst dich, lieber Mann, sagte die Frau, es hats vor einigen Jahren erst ein gewisser Herr Miller verfertigt.

Ja, fuhr der Mann fort, da hätte er auch die Zeilen weglassen sollen: **Bey Arbeit singt die Lerch uns zu, die Nachtigall bey süßer Ruh.** Das mag wohl vor hundert Jahren gegolten haben; aber itzo hört man ja fast keine Nachtigall mehr. Sobald sich eine blicken läßt, wird sie weggefangen. Mein Großvater konnte nicht genug davon erzählen, wie es sonst so schöne in den Wäldern und Gärten gewesen sey, was es da für eine Menge Nachtigallen und andere Singevögel gegeben habe. Itzo ist es ja, wie ausgestorben, Nachtigallen hört man fast gar nicht mehr, und andere Singevögel auch nicht viel. Auf den Bäumen sieht man fast nichts lebendiges, als Raupen.

Ei ja wohl, sagte die Tochter, die Bäume wimmeln davon, ich glaube nicht, daß wir dieß Jahr ein Kröbschen*) Obst bekommen werden.

Vater. Ja wer kann es ändern. Der liebe Gott hat alles gut gemacht. Er hat so gewaltig viele Vögel erschaffen, daß sie durch ihren Gesang den Menschen bey seinen Arbeiten und Spatziergängen aufmuntern sollten, und zu ihrer Nahrung machte er Raupen und andere Insekten. Er hat auch alles so artig eingerichtet, daß die jungen Vögel mehrentheils aus den Eyern kriechen, wenn die Raupen hervor kommen. Die Menschen verhunzen aber alles. Die Vögelnester stören sie

aus

*) Ein Bischen.

aus, und die Alten fangen sie weg, drücken ihnen die Köpfe ein, oder sperren sie in die Stuben. Nothwendig müssen hernach die Raupen überhand nehmen, und die Bäume verderben. Da lamentiren sie denn, wollen es mit Gebet wieder gut machen, und singen:

Heuschrecken und Raupen sind deine Ruth.

Ja wohl sind sie eine Ruthe, aber eine Ruthe, die sich der Mensch selbst gebunden hat.

Tochter. Sag mir doch aber, Vater, warum die Menschen so gar unverständig sind?

V. Weil sie nicht ordentlich belehrt werden. Der Mensch ist Gottes Statthalter auf Erden, und von seinem Schöpfer dazu bestimmt, daß er die Erde verschönern, die Thiere beschützen, benutzen, und, wenn sie ihm schädlich sind, oder, wenn ihr Tod ihm Vortheil bringt, töden soll. Wenn er das thäte, so würde die Welt immer schöner, und nach und nach ein Paradies werden. Das thut er aber nicht. Es giebt Leute, die nicht das Bild Gottes an sich zu tragen scheinen, der sich aller seiner Werke erbarmet, sondern das Bild eines Hühnergeyers, der alle Vögelchen wegfängt, die er in seine Krallen bekommen kann. Aber woher kommts? Es wird den Kindern nichts davon gesagt. Sie lernen wohl die Pflichten gegen die Engel, aber nicht die Pflichten gegen Thiere.

T. Warum verbietet denn aber die Obrigkeit dieß Unwesen nicht?

B. Sie verbietet es ja, aber was hilfts denn? sie kann doch nicht dabey stehen, und die Leute hüten. Sie sollte lieber befehlen, daß keine Singevögel mehr dürften verkaufet werden, und sollte die Vögel, die zum Verkauf gebracht werden, wegnehmen, und die Verkäufer bestrafen lassen.

Ich hätte dem Discurse gern länger zugehört, aber der Zapfenstreich wurde geschlagen, und ich mußte also, über Hals und Kopf, in mein Quartier.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Constant lernt Schreiben, Rechnen, Exerciren und bekommt Wixe.

Den folgenden Tag gieng ich erst bey den Herrn Fourier in die Schreib- und Rechenstunde, hernach auf den Platz, wo die Rekruten exercirt wurden. Das Schreiben und Rechnen begriff ich bald, und ich sahe wohl, daß es mir nicht an Geschicklichkeit, sondern nur an Gelegenheit, etwas zu erlernen, gefehlt habe. Aber mit dem Exerciren wollte es gar nicht gehen. Der Corporal, ich muß es ihm nachrühmen, meynte es gut mit mir. Da er mir aber acht Tage lang alles vorgemacht hatte, und es doch immer weder weißer noch schwärzer wurde: so wurde er am Ende ungeduldig, und prügelte tüchtig drauf los.

C. F. Rüdiger.

Einmal schlug er auch oben herein, daß ich mich, wie ein Sprenkel, zusammen bog, da kam der Herr Major dazu. Zum Guckguck! sagte er, was hat denn der Kerl gethan, daß er so geprügelt wird?

Halten Sie mirs zu Gnaden, Herr Major, antwortete der Corporal, wenn dieser Mensch nicht geprügelt wird Multum *), so begreift er das Exercitium in seinem Leben nicht. Da habe ich es ihm hundert und tausendmal gesagt, er soll auswärts gehen, mit der Fußspitze auftreten, die Brust heraus die Schultern zurück thun; aber das bleibt immer, wie es ist. Wenn er auswärts geht, so läßt er die Schultern vorwärts pampeln, und hält er die Schultern zurück, so latscht **) er einwärts, wie eine Gans. Ich kann Sie versichern, Herr Major, ich habe mit dem Menschen große Geduld gehabt, und habe ihm die besten Worte gegeben, aber es hilft nichts. Herr Major! ich muß ihn gerben, daß ihm das Fell raucht, sonst wird nichts aus ihm.

Der Herr Major zuckte die Achseln und sagte: da kann ich dir nicht helfen, Leineweber, das Exercitium mußt du lernen. Gieb dir doch lieber selbst Mühe! warum willst du dich denn prügeln lassen? Diesen Abend nach fünf Uhr komm zu mir!

Da ich zu ihm kam, war er der Mann gar nicht mehr, der er sonst gewesen war. Er sahe gewaltig

*) Tüchtig.
**) Geht.

ernsthaft aus und sagte: ich kann dir nicht helfen, Leineweber, das Exercitium mußt du lernen. Sag mir nur, hast du denn in deiner Jugend gar keine körperlichen Uebungen gehabt?

J. Gar keine. Meine Mutter pflegte immer zu sagen: die Schulen wären eine große Wohlthat, weil die Kinder lernten drinne stille sitzen.

M. Für die Wohlthat danke ich. Ein Kind muß laufen und springen, aber nicht immer stille sitzen, sonst schnurren seine Muskeln zusammen, und er wird hernach eben so ein hölzerner Peter, wie du bist. Was hilft dir denn der Körper, wenn du ihn nicht brauchen kannst? Und wie kannst du denn den Körper brauchen lernen, wenn du ihn nicht übst? Sieh einmal, das Pferd wird ja steif, das immer im Stalle steht, der Mensch wirds auch, wenn er immer stille sitzt.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Ein erbauliches Gespräch über die Geographie und Naturgeschichte.

Wie ich weiß, hat der Mensch nicht bloß einen Körper, sondern auch eine Seele. Wie hat man denn für deine Seele gesorgt? nach deiner Rechenkunst zu urtheilen, da wird die Seelsorge auch nicht weit her seyn. Hast du die Geographie gelernt?

J. Gar

J. Gar nicht. Wir hatten in unserer Schule nichts als von Jericho, Jerusalem und Bethlehem.

M. Wo liegen denn diese Städte?

J. Im gelobten Lande.

M. Wo liegt denn das gelobte Land?

J. Ja, das ist mir nicht gesagt worden.

M. Weißt du denn, wo man den besten Flachs bauet?

J. Davon habe ich nichts gehört.

M. Barmherziger Gott! Weißt du denn nicht, in welchen Ländern die Leinewand am mehresten gesucht wird?

J. Wie wollte ich denn das wissen.

M. Nun, wenn du da ein Stück Leinewand gewebt hast, da kannst du es ja nach Jericho schicken, an die Hure Rahab. Wie stehts denn mit der Naturgeschichte?

J. Davon weiß ich gar nichts. Mein Herr Conrektor hat mich immer vor der Natur gewarnt.

M. Gewarnt? Sag mir einmal, wer hat denn die Natur gemacht?

J. So viel ich weiß, der liebe Gott.

M. Ich glaube auch. Wie kann dich denn nun ein Mensch warnen, die Natur zu betrachten. Nimm mirs nicht übel, dein Conrektor muß ein Schaafkopf gewesen seyn. Wenn Gott die Natur gemacht hat, so ists ja nicht zu verantworten, wenn man sie nicht betrachten will. Auf welchem Boden kommt denn der Flachs am besten fort?

J. Wie

J. Wie gesagt, Herr Major, davon weiß ich nichts.

M. Sag mir doch nur, was du eigentlich in der Schule gelernt hast? Dein Körper taugt nichts, du bist ein hölzerner Peter, da du zu mir kamst, starrtest du von Krätze. Keinen Brief kannst du schreiben, Rechnen hast du nicht gelernt, von der Geographie verstehst du nichts, und die Natur siehst du an, wie die Kuh das neue Thor. Was hast du denn nun eigentlich gelernt? Wie lange bist du denn in die Schule gegangen?

J. Vom sechsten bis ins vierzehnte Jahr.

M. Also acht Jahre. Nun in acht Jahren da muß man doch etwas lernen können; was hast du denn gelernt?

J. Erstlich den Heidelberger Katechismus.

M. Was steht denn im Heidelberger Katechismus?

J. Die Hauptstücke der christlichen Religion.

M. So. Nun da sag mir doch einmal, wo soll denn der Christ seine Glückseligkeit suchen?

J. Die Frage steht nicht im Heidelberger Katechismus.

M. Mit den nämlichen Worten wird sie freilich nicht drinne stehen. Aber wenn die Hauptstücke der christlichen Religion drinne stehen, und du hast ihn mit Verstande gelernt, so mußt du doch wohl die Frage beantworten können. Die christliche Religion ist uns

ja dazu gegeben worden, daß sie uns lehren soll, selig zu werden. Wenn nun das ist, so mußt du doch wohl wissen, wo der Christ seine Glückseligkeit suchen soll? Besinn dich doch!

J. Doch wohl in der Bibel.

M. Du verstehst mich nicht. Die Bibel ist das Buch, das uns lehrt, wie wir können selig werden. Welches ist aber der Platz, wo der Christ seine Glückseligkeit suchen soll? Jericho? Jerusalem? Bethlehem?

J. Ich glaube im Himmel muß er sie suchen.

M. Das ist wohl ganz gut. Es hat aber noch ein Weilchen Zeit, bis wir in den Himmel kommen. Unter der Zeit wollen wir doch auch glückselig seyn. Wo soll denn da der Christ seine Glückseligkeit suchen?

J. Das weiß ich doch wirklich nicht.

M. Wirklich nicht? Das Gott erbarme! wie kannst du denn die Glückseligkeit finden, wenn du nicht weißt, wo du sie suchen sollst? Wo lag denn der Grund von deinem Elende?

J. In mir selbst. Aha! nun weiß ichs, in mir selbst muß ich auch die Glückseligkeit suchen.

M. Das wollte ich meynen. Es giebt Leute, die denken, wenn du nur da oder dort leben solltest, da wolltest du recht glücklich seyn. Das hilft nun alles nichts. Wenn der Mensch vernünftiger und besser wird, so ist er auch glücklicher. Ich sehe wohl, der Katechismus hat nicht gar viel in deinem Kopfe aufgeräumt. Hast du denn weiter nichts gelernt?

J. Ei

J. Ei freilich, Lateinisch.

M. Potz Stern! Lateinisch? da bist du ja ein lateinischer Leineweber. Der muß wohl weit besser weben, als ein deutscher. Ich bin auch einmal durch die lateinische Schule gelaufen, vielleicht kann ich dir etwas aufzurathen geben. Was heißt denn das: a bove majori discit arare minor?

J. Wir haben in der Schule weiter nichts gehabt, als die Grammatge*), und darinne stund das nicht. Ich wills doch einmal versuchen, ob ich es nicht herausbringen kann. A von, bove dem Ochsen, Majori des Majors —

M. Ha! ha! ha! Du siehst wohl, daß du deine Zeit mit dem Latein verdorben hast, weil du nicht einmal so ein leichtes Verschen hast verstehen lernen. Und wenn du auch Latein gelernt hättest, wozu hülfe dirs denn, als einem Handwerksmanne! Es giebt ja kein Land mehr, wo Lateinisch gesprochen wird. Wenn du ja eine fremde Sprache hättest lernen wollen, so wäre die Französische oder Englische nützlicher gewesen. Die Leute, die über deine Schule gesetzt waren, können es ja vor Gottes Richterstuhle nicht verantworten, daß sie so schlecht für den Unterricht sorgten. Wer hat denn bey euch die Aufsicht über die Schulen?

J. Der Rath und die Geistlichkeit.

M. Hum! Hum!

*) Grammatik.

Drey

Drey und zwanzigstes Kapitel.
Von Schulverbesserungen.

J. In dem Jahre, da ich konfirmirt wurde, wollte der Rath und die Geistlichkeit die Schulen verbessern.

M. So? Sie wollten wohl neue Fenster in die Schule lassen machen?

J. Ohne Spaß, Herr Major, sie wollten die Schulen verbessern. Der Rath gab also dem Herrn Pfarrer Frenzel den Auftrag, daß er Vorschläge thun sollte, wie die Schulen könnten verbessert werden.

M. Nun da bin ich doch begierig, was das für Vorschläge sind.

J. Erstlich war er der Meynung, wer ein Schuster werden wollte, der müsse lernen Schuh machen, und wer ein Schneider werden wollte, der müsse lernen Kleider machen. Wer also ein Lehrer werden wollte, der müsse das Lehren lernen.

M. Und wer ein Soldat werden will, der muß das Exerciren lernen. Weiter im Text!

J. Er bat also, der Rath möchte ein Serrarien, oder wie das Ding heißt, anlegen lassen.

M. Seminarium, willst du sagen, wo den künftigen Schullehrern das Lehren gelehrt wird. Ja damit ists eine ganz feine Sache. Wie giengs denn damit?

J. Es kam recht gut zu Stande. Hernach meynte er, in jeder Schule sollten wenigstens zwey Stuben seyn.

seyn. In der einen sollten die Kinder lernen, in der andern Handarbeiten thun. Er meynte, wenn so viele Kinder zusammen wären, so könnten sie doch nicht alle ansagen, die mehresten hätten nichts zu thun, trieben Muthwillen, und störten die andern. Vorzüglich wollte er, daß die Mädchen zum Spinnen, Nähen und Stricken sollten angehalten werden.

M. Hum! das wäre ja eine Arbeitsschule, wie die ist, die ich in Göttingen gesehen habe.

J. Hernach meynte er auch, die Kinder sollten täglich eine Stunde körperliche Uebungen haben, damit sie fein schmucker würden, und lernten sich in Gefahr zu helfen. Das Latein wollte er aus den niedrigen Schulen abgeschafft wissen, weil er der Meynung war, es hülfe doch denen nichts, die keine Gelehrten werden wollten. Und diese könnten es ja wohl noch lernen, wenn sie ins Gymnasium kämen. Die Kinder sollten mit den Pflanzen, Steinen und Thieren bekannt gemacht werden, die um sie herum wären, sollten die Geographie, Musik, Schreiben, Rechnen, Zeichnen lernen, und zum Religionsunterricht sollte ein Buch geschrieben werden, das für Kinder verständlicher wäre, als der Katechismus.

M. Nun das muß ich sagen, der Herr Pfarrer gefällt mir. Wie giengs denn aber weiter?

J. Schlecht, von Herzen schlecht. Sobald die Verbesserung vor sich gehen sollte, wurden alle Gemeinen rebellisch und sagten, das thäten sie nicht. Sie

wären

wären brave Leute geworden, und hätten weiter nichts gelernt, als den Katechismus und die Grammatge, da möchten ihre Kinder auch dabey bleiben. Vielleicht hätten sie noch nachgegeben, aber der alte Herr Magister Stauzius, tröste ihn Gott! eiferte gewaltig gegen die Neuerungen, predigte sechs Sonntage hinter einander von den großen Gefahren, in welchen das Christenthum in unsern Tagen schwebe, und ermahnte die Leute, daß sie lieber Gut und Blut verliehren, als ihren Kindern die Religion ihrer Väter rauben lassen sollten.

Die Predigten machten die ganze Stadt rebellisch. Mehr als hundert Bürger drangen auf das Rathhaus und in die Rathsstube. Der gemeine Pöbel wartete unten, daß die Rathsherren zum Fenster herunter geworfen werden sollten. Aber der oberste Rathsmeister Kilband war ein beherzter Mann, stund auf, da die Bürger in die Rathsstube traten, und fragte: was wollt ihr von uns? Wir wollen, schrieen die Bürger, unsere Schulen nicht verbessern lassen, und wir bestehn drauf und thun es ein= vor allemal nicht. Der oberste Rathsmeister wollte reden, aber er konnte nicht, weil das Volk so erstaunlich schrie. Da faßte er den Anführer bey der Hand, und bat ihn, die Leute zum Schweigen zu bringen. Dieser that es.

Sobald dieß geschehen war, trat der oberste Rathsmeister auf den Tisch, und hielt eine kleine Rede an die Bürger, ohngefähr auf folgende Art: Lie-

den Bürger! der hiesige Stadtrath hatte sich vorgenommen, eure Schulen zu verbessern, damit eure Kinder fein vernünftig, fromm und glücklich werden, und nicht von so vielen Krankheiten und Sorgen, wie bisher geplagt werden möchten. Wir glaubten euch damit eine Gefälligkeit zu erzeigen. Wenn ihr sie aber nicht annehmen wollt, so braucht ihr deswegen keinen Aufstand zu erregen, so lassen wir es bey dem Alten. Wir fragen also nochmals: wollt ihr gute oder schlechte Schulen?

Schlechte Schulen, schrieen alle, wollen wir haben.

Gut, sagte der oberste Rathsmeister, die sollt ihr haben. Da giengen die Bürger fort, jauchzten und schwenkten den Hut.

M. Das war brav von dem obersten Rathsmeister. Ich sehe es immer gern, wenn man die Menschen klug zu machen sucht. Denn je klüger sie sind, desto besser können sie sich helfen, und ihre Umstände verbessern. Wenn sie nun aber schlechterdings nicht klug werden, sondern in ihrer Dummheit beharren wollen: so ist das beste, man läßt sie dabey. Die Klugheit läßt sich nicht aufdringen. Wie gieng es denn weiter?

J. Der gute Herr Pfarrer Frenzel dauert mich nur, der ärgerte sich so sehr, daß er die Schwindsucht bekam und daran starb. Da er merkte, daß es mit ihm zu Ende gehen wollte, so hielt er noch eine ganz

kur-

kurze Predigt an seine Gemeine, und ließ sie drucken. Hier habe ich sie bey mir.

M. So lies sie mir doch vor, ich will eine Pfeife Taback dazu rauchen.

Da der Herr Major seine Pfeife angesteckt hatte, mußte ich anfangen, ihm die Predigt vorzulesen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Eine Abschiedspredigt.

Heiliger Vater, heilige uns in deiner Wahrheit, dein Wort ist die Wahrheit! Amen!

Die Thränen schicken sich nicht wohl für einen Mann, sondern besser für eine Frau. Der Mann hat mehr Stärke, als die Frau, und kann sich also besser helfen, als sie. Die Frau muß also oft Thränen vergießen, damit andere sich ihrer erbarmen und ihr helfen, weil sie sich selbst nicht helfen kann; für den Mann schickt sichs aber besser, daß er seinen Schmerz verberge, und nachdenke und überlege, wie er sich helfen will. Das wißt ihr alle. Wenn eine Frau sich verwundet hat und weint, so bedauert ihr sie. Wenn aber ein Mann über eine Wunde weint, so verspottet ihr ihn.

Unterdessen giebts doch Fälle, wo man auch einen Mann gern weinen sieht, und wo ihm die Thrä-

nen gut anstehen. Zum Exempel, wenn er bey dem Sarge oder dem Grabe des Leichnams seines Freundes, Kindes, oder Ehegatten steht, da haben oft die stärksten Männer geweint. So weinte ja unser Heiland selbst bey dem Grabe des Lazarus. Diese Thränen vertrocknen aber bald, wenn man bedenkt, daß man seine abgeschiednen Freunde bald wieder finden werde. Aber noch besser schicken sich die Thränen für einen Mann, wenn er seine Nebenmenschen unglücklich sieht, will ihnen gerne rathen und helfen, und sie wollen doch keinen Rath und Hülfe annehmen. So weinte auch unser Erlöser, da sich das unglückliche Jerusalem nicht wollte von ihm rathen und helfen lassen.

Von dieser Art der Thränen will ich itzo reden.

Text.

Und als er nahe hinzu kam, sahe er die Stadt an und weinte über sie.

Von diesen Worten will ich Gelegenheit nehmen zu zeigen, **wie gerecht die Thränen sind, die man über unglückliche weint, die sich nicht rathen noch helfen lassen wollen.**

Ich hoffe, lieben Freunde, ihr werdet mir das Zeugniß geben, daß ich meine Predigten in den zwanzig Jahren, die ich bey euch bin, ordentlich ausgearbeitet und gehalten habe. Aber nun kann ich nicht mehr. Mein Kopf ist durch viel Trauern so schwach geworden, daß er nicht viel mehr denken kann, und meine Lunge hat der Gram weggefressen. Das Stückchen,

chen, das mir noch übrig ist, ist nicht hinlänglich, eine lange Rede zu halten. Ich will also nur ein Paar Worte über euch und euern Zustand sagen, lieben Zuhörer.

Ihr seyd unglücklich, wollt euch weder rathen noch helfen lassen, und man hat Ursach über euch Thränen zu vergießen.

Daß ihr unglücklich seyd, das beweisen eure vielen Klagen. Angst und bange ist es mir bisweilen geworden, wenn ich mich in euern Gesellschaften befand, und euer Klagen hörte. Da seufzte man über schwere Zeiten, Mangel an Nahrung, Bedruckung, Hauskreuz, Verfolgung, und oft hört ich euch sagen: **ach wie betrübt sind fromme Seelen, allhier in dieser Jammerwelt.**

Daß ihr unglücklich seyd, das habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen. Sind eure Stuben nicht oft Lazarethe? sind nicht die mehresten von euch siech und kränklich? schlagt ihr euch nicht immer mit Nahrungssorgen? giebts nicht viele unter euch, die mit den elendesten Nahrungsmitteln vorlieb nehmen müssen? die täglich gemästet Fleisch und gutes Zugemüse vorüber tragen sehen, und dürfen nicht davon essen? Vor deren Thüren man Bier und Wein ausruft, und dürfen nicht davon trinken? die so jämmerlich gekleidet sind, daß sie sich in keiner ehrlichen Gesellschaft trauen sehen zu lassen? Ists denn nicht wahr, daß es viele unter euch giebt, die mit unserm Heilande sagen könn-

ten,

ten, die Füchse haben Gruben, und die Vögel haben Nester, wir aber haben nicht, wo wir unsere Häupter hinlegen? Giebts nicht in unserer Stadt mehr als tausend Menschen, die kein Hüttchen, die von der großen Erde nicht so viel Land haben, daß man es mit einer Spanne bedecken könnte? Stirbt nicht immer die Hälfte eurer Kinder an Blattern, Masern, Friesel und andern Krankheiten? Und was wirds mit euren übrigen Kindern? Ach wie viel eurer Töchter bleiben unberathen, wegen eurer großen Armuth unberathen! verfallen hernach auf Ausschweifungen, und machen euch Schimpf und Schande. Und eure Söhne, wie kriechend, wie niederträchtig müssen sie oft ihr Brod suchen! wie betteln, um ein geringes Amt zu bekommen, bey dem sie Hunger und Kummer leiden müssen! wie sich demüthigen, um Arbeit zu erhalten! Wie viele verkaufen ihre Freyheit um ein elendes Geld, und lassen, für ein Commisbrod und ein Paar Kreuzer täglich, sich zur Schlachtbank führen!

M. Da würde es mit meiner Werbung schlecht aussehen, wen alle Pfarrer so predigen wollten! lies nur weiter! das ist ja ein curioser Pfarrer.

Von den Freuden, die uns der liebe Gott bestimmt hat, genießt ihr wenig oder nichts. Gott spricht mit euch durch die Natur: die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündigt seiner Händewerk, ihr versteht aber diese Sprache nicht, weil ihr die Natur nicht kennt. Ihr habt so vortref-

lichen

lichen Trost in der Lehre Jesu Christi, aber er hilft euch nichts, denn ihr bleibt immer mißvergnügt.

Ihr werdet da gedruckt, dort vervortheilt, und jammert drüber.

Ist denn das nicht wahr? leider ists wahr, das bezeugen eure Thränen, die ihr itzo vergießt.

Woran liegts denn nun, daß ihr so unglücklich seyd?

Ihr führt mancherley Gründe an. Ihr sagt, es wären schwere Zeiten! Glaubts nicht, lieben Freunde! Die Zeiten sind immer gut, wenn nur die Menschen gut sind.

Mehrentheils schreibt ihr euer Elend der Regierung zu, schreyt über Ungerechtigkeiten und Bedrükkungen, sprecht wohl gar von Revolution — lieben Freunde, bedenkt doch, was ihr thut! Daß es da und dort Obrigkeiten giebt, die Tyrannen sind, die das Blut der Bürger aussaugen, sie und ihre Kinder wie Sklaven behandeln, verkaufen, gefangen setzen u. d. g. das will ich nicht leugnen. Aber ist denn das der Fall bey **unserer** Obrigkeit? sucht sie nicht das Beste des Bürgers? Ernähren thut sie uns freylich nicht — welcher Vernünftige wird denn aber das verlangen? Es ist ja genug, daß sie die alten Männer und Weiber in den Hospitälern, und die Waisenkinder versorgt — aus was für Grunde soll sie denn Leute versorgen, die arbeiten können? Gesetzt, daß da und dort eine kleine Ungerechtigkeit vorfiele, so muß man doch be-

bedenken, daß die Obrigkeit, zwar von Gott geordnet, aber nicht der liebe Gott selbst ist, und also irren kann. Sie nimmt doch vernünftige Vorstellungen an. Und wenn sie auch bisweilen keine vernünftige Vorstellung annähme, nun da kann man doch etwas dulden, wenn man dagegen, unter ihrer Regierung, viele Vortheile genießt!

Oft mißbraucht ihr auch, zu eurer Beruhigung, die herrlichen Lehren unserer allerheiligsten Religion. Wenn ihr nicht weiter könnt, so sagt ihr: es ist Gottes Schickung, daß wir so viel leiden müssen! Es ist ja eine kurze Zeit, daß wir auf der Erden zu leben haben, hernach kommen wir in den Himmel.

Im Himmel wird das Kreuz der Erden,
Und, was uns hier zu Boden drückt,
Zu lauter güldnen Cronen werden.

Seht, das ist nun lauter Mißbrauch der Lehre Jesu. Es ist ja freilich wahr, daß alles, was uns begegnet, Gottes Schickung sey. Es ist also auch Gottes Schickung, wenn eure Häuser Lazarethe sind, wenn ihr kein Brod, kein Haus habt, wenn ihr in beständigem Zank und Streit lebt — es ist alles Gottes Schickung, weil der liebe Gott freylich die Einrichtung so gemacht hat, daß die Gesundheit des Körpers durch Ausschweifungen und unordentliche Lebensart zerstört werden muß, daß der Mensch durch Nachdenken, Fleiß und Sparsamkeit sich seinen Unterhalt erwerben soll, und sich selbst beherrschen lernen muß,

wenn

wenn er Zank und Streit vermeiden will. Aber der liebe Gott schickt es so, daß ihr verständiger und besser werden sollt. Wenn ihr dieß nun nicht thut, was hilft euch denn da die göttliche Schickung? so wenig, als einem Kinde die Ruthe, wenn es dadurch nicht verständiger gemacht wird.

Wahr ist es, daß den guten Menschen eine große Seligkeit bevorstehe, sie sollen aber auch schon auf der Erde glückselig seyn. Unsere Traurigkeit soll in Freude verkehrt werden. Aber was denn für eine Traurigkeit? diejenige, die wir um der Frömmigkeit willen leiden, wie z. E. die Apostel, die deswegen verfolgt wurden, daß sie recht thaten und das Evangelium predigten. Das gilt aber nicht von der Traurigkeit, die man sich selbst zuzieht, und sich dadurch gar nicht bessern läßt.

Und das ists eben, was ich sagen will.

Die Ursachen eures unglücklichen Zustandes liegen in euch selbst.

Lieben Freunde! ich werde hinfort nicht vielmehr mit euch reden, und es kann mir also gleichviel seyn, ob ihr diese Predigt gut oder böse aufnehmet. Ich will also ganz frey mit euch sprechen. Ihr seyd in der Jugend schlecht unterrichtet worden. Ich wills euch beweisen, gebt Achtung! die Art des Unterrichts, die ihr in der Jugend genossen habt, und eure Kinder noch bis auf den heutigen Tag genießen, ist durch Mönche, vor uralten Zeiten, erfunden und eingeführt

worden. Diese Leute meynten es nun herzlich gut, aber — aber — wie konnte man denn von ihnen erwarten, daß sie die Sache verstünden? wie kann denn ein Mönch, der die ganze Woche im Kloster steckt, nichts thut, als betet und liest, wie kann denn der den jungen Leuten, die künftig in der Welt leben und arbeiten sollen, sagen, was sie thun müssen, um glücklich zu werden? Er kanns so wenig, als ich eine Anweisung geben kann, wie man glücklich nach Amerika schiffen könne.

Die guten Leute lehrten, was sie konnten, Latein und Glauben.

Vor drittehalbhundert Jahren verbesserte man etwas daran, aber das Hauptwerk blieb doch Latein und Glauben. Dabey hat man es nun in den mehresten Ländern, von allen will ich nicht reden, bis auf den heutigen Tag, gelassen. Habt ihr wohl die geringste Anleitung zu Leibesübungen gehabt? Seyd ihr zum Nachdenken gewöhnt worden? Hat man euch gelehrt, wie ihr euch und eure Kinder könnt gesund erhalten? habt ihr den Boden, die Pflanzen und Thiere, die um euch sind, kennen gelernt? hat man euch mit den verschiednen Ländern, die auf dem Erdboden sind, und mit dem, was sich darinne befindet, bekannt gemacht? ists nicht wahr, von alle dem ist euch nichts gesagt worden? Alles, was ihr lerntet, das war Latein und der Katechismus. Wenn ihr sonst nichts lernt, wozu nützt euch denn das? In welchem Hauptstücke

stücke des Katechismus, in welcher Regel der Grammatik, steht denn z. E. eine Anweisung, wie man sich bey Fieber und andern Krankheiten zu verhalten habe? wie man durch Nachdenken sich und den Seinigen gute Nahrung verschaffen und seine Umstände verbessern könne? Von dem allen steht kein Wort drinne.

So seyd ihr in der Ungewißheit aufgewachsen und wißt euch nun weder zu rathen noch zu helfen.

Unser Stadtrath, dem immer das Beste unserer Bürgerschaft am Herzen liegt, wie ihr selbst wißt, und nicht leugnen könnt, sahe wohl ein, woher eure Leiden kämen. Und da er euch nicht so helfen konnte, wie er wollte, so suchte er doch wenigstens eure Kinder in bessere Umstände zu versetzen. Es sollte eine allgemeine Schulverbesserung vorgenommen werden. Er machte eine Pflanzschule von Schullehrern, er gab mir den Auftrag, eine bessere Schulordnung zu machen. Ich habe es gethan. Ich habe nach meinem besten Gewissen Vorschläge gethan, wie eure lieben Kinder zu gesunden, frohen, starken, vernünftigen, rechtschaffnen Menschen könnten erzogen werden. Meine größte Freude war die, wenn ich in die Zukunft sahe, und mir vorstellte, was für Vergnügen es für mich seyn würde, wenn ich, mit grauem Kopfe, in meinem Alter unter euern Kindern umher gehen, und sehen könnte, wie gesund, sorgenfrey und glücklich sie lebten. Aller dieser Freude habt ihr mich nun beraubt. Da die Schulverbesserung vor sich gehen sollte, widersetz-

tet

tet ihr euch, und schrieet: **wir wollen keine guten Schulen haben, wir wollen schlechte Schulen.**

Wenn solche Anstalten in manchen andern Ländern geschehen wären, wie würde man sich da gefreuet, wie würde man gesungen haben: **Herr Gott dich loben wir!**

Wie manches Land giebt es, wo es den Lehrern nicht gestattet wird, nach ihren bessern Einsichten zu unterrichten! Wo sie gezwungen werden, immer nach den alten Schlendrian zu lehren. Wie manches Land giebt es, wo die Obrigkeit die Unterthanen recht vorsetzlich in der Dummheit zu erhalten sucht, damit sie ihnen desto besser das Mark aussaugen kann. Denn solche Obrigkeiten giebt es, die ihre Unterthanen bloß wie eine Heerde Schaafe betrachten, die nur deswegen da wären, damit man sie scheeren und schlachten könne, die daher dafür sorgen, daß sie so dumm bleiben, wie die Schaafe. Sie hüten sich sorgfältig, daß die Unterthanen nichts Kluges zu lernen bekommen, gewöhnen sie zum Glauben, aber nicht zum Nachdenken, lassen in die Calender das Aderlaßtäfelchen und andere abergläubische Sachen, Zoten und dumme Historien setzen, und in den Katechismus den Teufel mit Hörnern und Klauen mahlen, damit die Leute recht dumm bleiben, und sie mit ihnen machen können, was sie wollen. Das thut unsere Obrigkeit nicht. Diese will kluge, verständige, Bürger haben, und meynt, Ein kluger Bürger nütze der Stadt mehr, als zehn dumme.

Das

Das wißt ihr alle und habts mit euren eigenen Ohren gehört, was unser Herr Rathsmeister in der Rede sagte, die er bey dem Antritte seines Regiments hielt: je klüger die Leute sind, desto leichter lassen sie sich von einer guten Obrigkeit regieren. Nur eine unwissende, nur eine Obrigkeit, die böse Absichten hat, kann wünschen, daß ihre Unterthanen in der Unwissenheit bleiben sollen.

Aus diesem und keinem andern Grunde wollte sie auch eure Schulen verbessern, aber ihr sagtet, wir wollen keine guten Schulen, wir wollen schlechte Schulen haben. Nun behaltet ihr sie also, weil ihr es nicht anders haben wollt.

Sollte man aber über eine solche traurige Verblendung und Verstockung nicht Thränen vergießen? sollte man nicht Blut weinen, wenn man sich vorstellt, was aus euren Kindern werden, wie der arme verlaßne Haufe umher irren, wie jeder ihn bedrucken, und von seiner großen Unwissenheit und Dummheit seinen Vortheil ziehen wird?

Nun, lieben Leute, ich habe ausgeweint, meine Thränenquellen sind vertrocknet. Ich besorge, die Reihe werde nun bald an euch und eure Kinder kommen. Gott Lob, daß ich an ihrem Unglück nicht Schuld bin.

Ich sehe euch itzo das letztemal, und gehe bald in eine andere Welt, wo alles besser seyn, wo man nichts Schlechtes dulden wird. Gern wäre ich län-

ger,

ger bey euch geblieben, gern hätte ich euch noch länger gelehret, ermahnet und getröstet, und eure Kinder unterrichtet, ihr habt mich aber nicht länger haben wollen, habt mich so lange gekränkt, bis der Gram mich niederdrückte, und meine Lebenssäfte vertrockneten.

Nun Gott vergebe es euch. Was mich betrifft, ich habe alles vergeben!

Der Herr sey mit euch! und mit seinem Geiste! Amen!

M. Hast du mich doch recht weich gemacht mit deiner Predigt. Schade um den Mann! ihr hättet ihn sollen auf den Händen tragen. Wie giengs denn weiter?

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Man bauet dem Propheten ein Grabmahl.

Ja, wie sollte es gehen? die nächste Woche war er tod. Die ganze Stadt lamentirte, und da er begraben wurde, blieb fast niemand zu Hause. Es wollte nun niemand an seinem Tode schuldig seyn. Sein ärgster Gegner that den Vorschlag, man solle ihm ein Denkmahl setzen. Er gieng von Haus zu Haus und ließ die Bürger aufschreiben, wie viel Geld jeder dazu geben wolle. Kurz, die Sache kam zu Stande, und noch itzo steht auf seinem Grabe eine Pyramide, auf welche sein Bild und sein Lob eingegraben ist. Ich

kann

kann mich nicht mehr erinnern, was alles drauf war. So viel weiß ich nur noch, daß auf der einen Seite stand:

Dem thätigen Christen,
Dem wohlthätigen Bürgerfreunde,
Dem weisen Freunde unserer Kinder,
Herrn Wilhelm Frenzeln,
Als Ausdruck der wärmsten Dankbarkeit,
Von der hiesigen Bürgerschaft.

M. Die Bürger in deiner Stadt kommen mir beynahe so vor, wie die alten Pharisäer.

J. Wie so?

M. Von den Pharisäern sagt Jesus: **ihr bauet die Gräber der Propheten, die eure Väter getödtet haben.** Und deine Bürger ärgern erst ihre Lehrer zu Tode, hernach setzen sie auf ihre Gräber Denkmähler der Liebe und Dankbarkeit. Kam denn etwa die Schulverbesserung nun zu Stande, die dem guten Pfarrer das Leben kostete?

J. Ja mit der Schulverbesserung wurde es nichts. Der Stadtrath trug es hernach verschiedenen Geistlichen auf, daß sie sie unternehmen sollten, es wollte aber keiner etwas damit zu thun haben.

M. Das dachte ich wohl. Die Schulverbesserung ist nicht Jedermanns Sache. Es kann ein Prediger ein guter, rechtschaffener, Mann seyn, der viel Gutes stiftet, aber zum Schulverbessern hat er doch

den Kopf nicht. Drum glaube ich, man sollte die Leute, die die Schulen verbessern wollen, in Ehren halten, und, statt ihnen Denkmähler der Liebe und Dankbarkeit nach ihrem Tode zu setzen, sie lieber, bey ihren Lebzeiten, in der guten Sache unterstützen.

Itzo geh in dein Quartier, mein lieber Leineweber, und — mach, daß du das Exerciren lernst! Auf Ehre, so lange du das Exerciren noch nicht kannst, bekommst du kein freundliches Gesicht von mir. Da hast du einen halben Gulden, mach dir einen guten Tag dafür, und morgen — morgen nimm dich fein zusammen, wenn du auf den Exercierplatz kommst!

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Constant geht zum Bier.

Ich dankte dem Herrn Major gehorsamst für den halben Gulden, und gieng fort. Auf dem Wege dachte ich hin und her, was ich mit dem halben Gulden anfangen wollte, da begegnete mir der Corporal, der mich den Vormittag so sehr gewickst hatte. Sapperment! sagte er, wo bist du gewesen! Ists nicht wahr, bey dem Major? Du Himmelsappermenter, du hast gemacht, daß ich heute eine Reprimande bekommen habe. So lange ich Corporal bin, habe ich noch keine

ne gekriegt, und nun kommst du dummer Kerl *) und machst, daß ich ausgefilzt werde? Wart! wenn ich dich morgen auf den Exercierplatz bekomme, und du machst den geringsten Fehler, sieh, so will ich dich prügeln, daß dir die Seele auf den Schuhschnallen tanzen soll.

Ich erschrack und konnte kein Wort vorbringen. Der Corporal ließ mich stehen, gieng fort und bey Herr Hübnern, der eben damals Bier aufgethan hatte. Ich schlich fort, und da ich die Hand in die Rocktasche steckte, fiel mir der halbe Gulden in die Hände, den ich von dem Herrn Major bekommen hatte. Halt! dachte ich, damit willst du den Corporal auf andere Gedanken bringen. Ich gieng also auch ins Bierhaus. Herr Corporal, sagte ich, da habe ich einen halben Gulden gefunden, hat er ihn etwa verlohren?

Ja mir ist, antwortete er, als wenn ich einen halben Gulden bey mir gehabt hätte; bald aber besann er sich anders und sagte: nein, ich habe keinen halben Gulden verlohren.

Nun, sagte ich, da sey er doch so gut, und helfe er ihn mir mit vertrinken.

Dazu kann Rath werden, war seine Antwort, und nun ließ ich ein Paar Kannen Bier bringen, die wir mit einander verzehrten.

Da wir die andere Kanne bald heraus hatten, er-

*) Die Redensarten des Corporals sind itzo unter gesitteten Menschen nicht mehr Mode.

Bayerische Staatsbibliothek München

erhob sich hinter mir ein Schnattern und Streiten. Ich sah mich um, und erblickte eine alte Frau, die das Wort führte, und einmal über das anderemal sagte: denkt an mich, es trifft ein! ich habe der Exempel schon mehrere gehabt! Mein Name ist ein Schelm, wenn nicht dieß Jahr die Frau stirbt, oder ein Kind, oder sonst eins aus der Familie. Denkt an mich!

Ich stund auf, trat zu der Frau und fragte: was erzählt sie denn hier?

Ich spreche eben, war ihre Antwort, von dem Tuchmacher, den sie diesen Abend begraben, und den ich gestern abgewaschen habe.

Und was ists denn mit diesem? fragte ich weiter.

Was wirds denn seyn? sagte sie. Weiter gar nichts, als das er das rechte Auge aufthat, da ich ihn abwusch und mit der Hand auf die Herzgrube kam. Und das bedeutet, daß nächstens eins wieder aus der Familie sterben wird. Denke er an mich!

Wenn wird der Mann begraben? wo wohnt er? wie heißt er? fragte ich, und da ich alles erfahren hatte, schrieb ich es auf ein Papierchen und gieng fort.

Was gilts? dachte ich, der Mann lebt noch, du willst doch den Feldscheerer aufsuchen, der dich von der Krätze curirte, und mit ihm davon sprechen. Da ich an die neue Straße kam, begegnete mir der Feldscheerer, ich trug ihm den Casus vor, er sperrte die Augen weit auf, dann faßte er mich bey der Hand und sagte; wo ist das alte Weib? führe mich zu ihr!

Da

Bayerische Staatsbibliothek München

Ich führte ihn ins Bierhaus, ließ die alte Frau herauskommen, der Feldscheerer examinirte sie, und da sie dabey blieb, daß der Tode das rechte Auge aufgethan hätte, druckte er ihr 6 Groschen in die Hände und sagte: hier, liebe Frau, ist etwas Geld, folgt mir aber nach. Sie folgte uns und wir giengen in des Stadtschulzens Haus.

Zum Unglücke war er verreist, die Magd sagte aber, er würde bald wieder kommen. Gegen neun Uhr kam er. Der Feldscheerer trat gleich vor ihn, da er aus dem Wagen stieg, erzählte die Sache, wie sie an sich selbst war, berief sich auf die alte Frau und mich, und bat den Herrn Stadtschulzen um einen Befehl, daß der Mann nicht begraben würde, bis man sich erst versichert hätte, daß er wirklich tod sey.

Und der Befehl soll gleich da seyn, sagte der Herr Stadtschulze, sprang die Treppe hinauf, und schickte den Befehl sogleich durch einen Pedell ins Leichenhaus. Dieser kam aber zu spät, der Tuchmacher war schon begraben. Unterdessen war ein Professor dahin von dem Stadtschulzen abgeschickt worden, der kam dazu und sagte: da wollen wir kurze Arbeit machen — der Tuchmacher muß wieder ausgegraben werden. Es geschahe. Der Todtengräber mußte das Grab wieder aufscharren, wir halfen alle mit, es währete nicht lange, so hatten wir den Sarg heraus, und trugen ihn ins Leichenhaus.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Constant hilft einen Todten aufwecken.

Da war nun ein gewaltiges Heulen und Lamentiren. Die Frau und die Kinder schrieen: ach mein lieber Mann! ach der gute Vater!

Nur ruhig, lieben Kinder! sagte der Professor, thut nur alles, was ich verlange! Vielleicht bekommt ihr den Vater wieder!

Wenn doch das der liebe Gott wollte! sagte die älteste Tochter.

Man brachte den Tuchmacher in ein Bette, und der Professor und Feldscheerer nahmen allerley mit ihm vor, das zu erzählen zu weitläuftig seyn würde. Unter andern holte der Feldscheerer eine Flaumfeder und hielt sie dem Tuchmacher vor die Nase, da bewegte sie sich ganz sanfte.

Herr Professor! schrie der Feldscheerer: sehn Sie? sehn Sie? bey Gott! er lebt noch.

Und nun machten sie neue Versuche, ihn aufzuwecken. Unter andern kratzten sie ihm die Fußsohlen mit einer Bürste.

Da zuckte er mit den Lippen. Kurz von der Sache zu kommen, das Herz fieng an zu schlagen, und der Odem aus und einzugehen. Nach einer Stunde schlug er die Augen auf, sahe sich etliche Minuten in der Stube um, endlich sagte er: wo bin ich?

Der

Der Professor hatte die Vorsicht gebraucht, und Frau und Kinder zuvor aus der Stube getrieben, damit sie durch ihre große Freude den Mann nicht zu sehr erschrecken möchten.

Itzo gieng er zu ihnen hinaus, und verbot ihnen nachdrücklich, daß sie kein Lärmen machen, und bey Leibe dem Manne nichts von dem, was ihm begegnet wäre, sagen, auch den Sarg und alles, was zum Begräbniß gehörete, verstecken sollten. Nun ließ er erst die Frau herein, die fiel ihm um den Hals, weinte und sagte: ach du lieber, guter Mann, du hast in einer langen Ohnmacht gelegen! Mir liefen selbst die Thränen die Backen herunter, und der Professor sowohl, als der Feldscheerer, mußte die Augen trocknen.

Nun wurden die Kinder herein gelassen, die wußten sich vollends gar nicht zu mäßigen, und das kleine Mädchen schrie sogar: ach lieber Vater, das ist gut, daß du nicht im Grabe geblieben bist!

Zum Glück hörete es der Vater nicht, und die Mutter zog sie gleich zur Thür hinaus.

Der Professor ließ noch ein Gläschen Arzney holen, und sagte der Frau, wie sie ihren Mann warten sollte, hernach giengen wir nach Hause.

Unter Weges sprachen der Professor und der Feldscheerer noch lange über die große Gefahr lebendig begraben zu werden.

Man hat kein sicher Kennzeichen, daß ein Mensch wirklich gestorben sey, sagte der Professor, als die Verwesung, und wenn ein Mensch eher begraben wird, als die Kennzeichen der Verwesung da sind: so ist immer die Gefahr da, daß er im Grabe wieder erwache. Ich glaube, daß immer der dreyßigste Mensch lebendig begraben wird, und daß wird auch nicht eher anders werden, bis jede Gemeine ein Todtenhaus erbauen läßt, wohin die Leichen so lange gesetzt werden, bis die Verwesung eintritt *).

Itzo schieden der Herr Professor und Feldscheerer von einander, und ließen mich allein stehen.

Wo gehe ich denn hin, Herr Feldscheerer? fragte ich. Mein Quartier ist ja nun verschlossen.

So gehe mit mir, sagte er, du bist ein braver Kerl und hast ein gutes Quartier verdient.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Constant kommt zu großen Ehren.

Den andern Morgen wurde die ganze Stadt davon voll, daß ein Bürger wäre begraben und wieder le-

ben.

*) Solch ein Todtenhaus ist zu Halle errichtet, welches dieser Stadt zur Ehre gereicht.

bendig gemacht worden. Wo ich auf der Straße gieng, da zeigte man mit Fingern auf mich und sagte: das ist der Rekrute, dem der Tuchmacher das Leben zu verdanken hat. Und nun drängete sich alles um mich, und wollte die Geschichte von mir hören. Ich erzählte sie wohl zehnmal, da aber immer frische Zuhörer herbey kamen, und ich immer von neuem wieder anfangen sollte: so bekam ich es satt und wollte davon laufen. Man ließ mich aber nicht fort.

Zum Glücke kam eine Ordonnanz vom Herrn Major, die mir den Befehl brachte, daß ich sogleich zu ihm kommen sollte.

Da ich in sein Zimmer trat, war er gar gewaltig freundlich, druckte mir die Hand und sagte: bravo! bravo! das gefällt mir, lieber Leineweber. Also hast du wirklich einem Menschen das Leben gerettet?

J. Mit Gottes Hülfe, Ihro Gnaden.

M. Vortreflich! das gefällt mir besser, als wenn du sechs Preußen todgeschossen hättest. (Er zog hierauf an der Schelle, und der Bediente mußte Butter, Semmel, Holländischen Käse und eine Bouteille Ungarischen Wein herein bringen.) Setz dich und frühstücke mit mir.

J. Ich weiß gar nicht, wie ich zu der Ehre komme, daß ich, als ein schlechter Mensch —

M. Ha! ha! ha! Du mußt wohl recht wissen, was ein schlechter Mensch sey. Ein schlechter Mensch ist ein solcher, der schlecht handelt. Wer aber gut han-

handelt, so wie du, der ist ein braver Mensch. Komm trink! auf die Gesundheit aller braven Leute!

Ich ließ es mir nicht zweymal sagen, genoß von dem, was aufgetragen war, und erzählte dabey die ganze Geschichte wieder, nach allen ihren Umständen. Kaum war ich aber bis zur Hälfte, so trat der Bediente wieder herein, und flüsterte dem Herrn Major etwas ins Ohr. Er lachte, sahe mich an und sagte: trink dein Glas aus, du sollst gleich zu dem Herrn Statthalter kommen.

Herr Jemine! antwortete ich, was soll ich denn da thun? ich bin ja gar nicht gewohnt, mit so vornehmen Leuten zu reden.

M. Was das für albernes Geschwätz ist. Wenns hier richtig ist (indem er auf die linke Brust zeigte), so tritt man den vornehmsten Herren, Königen und Kaisern, getrost unter die Augen. Geh du nur getrost hin, der Herr Statthalter ist gar ein gnädiger Herr, und schätzt den braven Mann in jedem Stande.

J. Wie titulire ich ihn denn?

M. Ihro Hochwürden Gnaden. Ich will doch einmal sehen, wie du deine Sache macht. Geh zur Thür hinaus, komm wieder herein und thue, wie wenn ich der Statthalter wäre.

J. (da ich zur Thür herein trat:) Ihro Hochwürden Gnaden haben befohlen, daß ich zu Ihnen kommen soll —

M. Ist er der Constant, der einem meiner Bürger das Leben gerettet hat?

I. Zu dienen, Ihro Hochwürden Gnaden.

M. Ha! ha! ha! zu dienen! daß ihr Leute doch immer so gerne dienen wollt. Das gehört ja hieher nicht. Sag! hast du denn dem Menschen das Leben gerettet, um dem Herrn Statthalter damit zu dienen?

I. Freilich nicht. Ich that es, weil ich glaubte, daß es meine Schuldigkeit wäre.

M. Und also. Was willst du denn hier mit den Worten: zu dienen? Geh noch einmal hinaus, komm wieder herein, und mach deine Sachen besser!

I. Ihro Hochwürden Gnaden haben befohlen, daß ich mich hier einfinden soll.

M. Ist er der Constant, der einem meiner Bürger das Leben gerettet hat?

I. Ihro Hochwürden Gnaden! Ich habe das wenigste dabey gethan. Der liebe Gott wollte den guten Mann halt retten, und brauchte mich dazu zum Werkzeuge.

M. Das klingt schon anders. Nun geh nur getrost hin, antworte frisch, aber nicht mehr, als du gefragt wirst. Es wird dein Schade nicht seyn.

Da gieng ich halt in Gottes Namen fort, immer nach der Statthalterey zu. Da ich hinein kam, fragte mich ein Bedienter, wer ich wäre? ich sagte ihm meinen Namen, er meldete mich an und sagte, ich sollte gleich hinein kommen.

Da ich hineingekommen war und mein Compliment gemacht hatte, fragte der Herr Statthalter: ist er der Mann, der gestern einem Tuchmacher wieder zum Leben geholfen hat?

J. Ihro Hochwürden Gnaden, der liebe Gott hat es gethan; ich bin nur das Werkzeug dazu gewesen.

St. Wie kommts, daß er unter den kaiserlichen Soldaten ist? ist er freywillig drunter gegangen?

J. Freywillig.

St. Was hat ihn dazu bewogen?

J. Die Desperation, Ihro Hochwürden Gnaden.

St. Das ist nicht gut. Ich halte nicht viel von Soldaten, die es aus Desperation werden. Hat er Lust Soldat zu bleiben?

J. Gar zu große Lust nicht.

St. Und warum denn nicht?

J. Wenn Ihro Hochwürden Gnaden befehlen, daß ich meine aufrichtige Meynung sagen soll, so will ich es thun. Sehn Sie, wenn ich in den Krieg getrieben werde, so muß ich mich entweder todschießen lassen, oder andere todschießen. Mich selbst todschiessen zu lassen, dazu habe ich, wenn ich meine aufrichtige Meynung sagen soll, gar keine Lust: und andere unschuldige Leute tod zu machen, das dauert mich zu gewaltig. Ihro Hochwürden Gnaden können gar nicht glauben, was für eine erstaunliche Freude die Frau und die Kinder des Tuchmachers hatten, da er wieder

lebendig wurde. So lange meine Augen offen stehen, vergesse ichs nicht. Nun, denke ich, so wie die Leute sich freueten, da sie ihren Mann und Vater wieder sahen, so würden andere Familien wehklagen, wenn ich ihren Mann oder Vater todschösse. Und das wollte ich doch nicht gern auf meinem Gewissen haben. Ja, wenn der Soldat bloß gebraucht würde, das Vaterland zu vertheidigen, so möchte es seyn. Aber so wissen ja Ihro Hochwürden Gnaden selbst, wie es zu gehen pflegt. Die großen Potentaten wollen oft erobern, wollen —

St. Es ist gut! Es ist gut.

J. Und das ist doch nicht Recht, daß das Blut so vieler unschuldiger Menschen —

St. Es ist gut! Es ist gut!

J. Denn ein Mensch ist doch kein Thier —

St. Ja doch! das weiß ich ja alles schon. Itzo geh er in sein Quartier, es wird für ihn gesorgt werden. Bleibe er ferner so ein braver Mann, so wirds ihm wohlgehen, und er wird von Jedermann geschätzt und geliebt werden.

Ich machte meine Verbeugung und gieng fort. Was ich für eine innerliche Freude hatte, das kann ich keinem Menschen beschreiben. Nicht sowohl darüber, daß der Herr Major es so gut mit mir meynte, und der Herr Statthalter so liebreich mit mir gesprochen hatte, sondern weil mir das Stückchen mit dem Tuchmacher so gut gelungen war. Es ist doch eine ganz

vortrefliche Sache, wenn man andern Leuten Freude machen kann. Daraus kann ich aber auch abnehmen, was es für ein Herzeleid seyn muß, wenn man weiß, daß man jemanden hat unglücklich gemacht. Dafür wolle der liebe Gott jeden Christenmenschen in Gnaden bewahren.

Des Nachmittags mußte ich wieder zum Herrn Major kommen. Nu, sagte er, was sagte denn der Herr Statthalter?

Ich erzählte ihm alles weitläuftig. Da ich auf den Punkt mit den Soldaten kam, lächelte er und sagte: also willst du nicht Soldat bleiben? Da ich die Achseln zuckte, sagte er: nun da will ich dir nur melden, was mir der Herr Statthalter geschrieben hat. Er hat dich von den Soldaten losgekauft.

Da wars doch, wie wenn mir ein Stein vom Herzen fiele.

Nun, fuhr er fort, lieber Leineweber, bist du also frey, und kannst hingehen, wohin du willst. Das Handgeld behältst du. Wenn ich dir aber rathen soll, so bleibst du noch ein halb Jahr bey mir, und läßt dich vom Fourier ordentlich unterrichten. Die Gelegenheit, etwas zu lernen, bekommst du in deinem Leben nicht wieder, nutze sie wohl. Und das Exerciren, das Exerciren, das mußt du schlechterdings noch lernen.

J. Was hilft mir denn aber das Exercieren, wenn ich nicht Soldat werde?

M. Du

M. Du bist ein sonderbarer Mensch! Sieh, hier habe ich eine goldene Uhr! es wäre dir wohl lieb, wenn du sie hättest, he?

J. Das wollte ich meynen.

M. Wenn du aber nicht wüßtest, wie du sie stellen und aufziehn solltest, hilft sie dir denn da was?

J. Freilich nicht.

M. Und so ists gerade mit dem Körper. Einen Körper hast du. Wenn du aber nicht weißt, wie man ihn gebrauchen muß, wenn du die Knochen nicht in der Gewalt hast, daß du sie brauchen kannst, wie du willst, was hilft dir denn da dein Körper? Füttern mußt du ihn alle Tage, aber er thut dir nicht die gehörigen Dienste, er ist wie ein ungeschickter Taglöhner, der zwar täglich seinen Lohn richtig fordert, aber seine Arbeiten so schlecht macht, daß er kaum so viel erwirbt, als er sich bezahlen läßt. Ja! Ja! mein lieber Leineweber, es geht dir ja so, wie es geht! Die mehresten Leute glauben, das Denken gehöre für die Gelehrten, und die körperlichen Uebungen für den Soldaten. Die Gelehrten nun, die dieß glauben, werden krank, und wissen sich, wenn sie in Noth kommen, weder zu rathen noch zu helfen, und die Soldaten, die der Meynung sind, das Nachdenken gehöre nur für die Gelehrten, bleiben Pinsel, die zu nichts weiter dienen, als daß sie bey dem Marsche die Graben ausfüllen. Wer am schlimmsten dabey wegkommt, sind die Bürger und Bauern. Die lernen nicht den-

ken, weil sie keine Gelehrten sind, und lernen ihren Körper nicht gebrauchen, weil sie nicht zu den Soldaten gehören. Auf diese Art werden die mehresten bloße Maschinen, die sich Jahr aus Jahr ein bewegen, wie das Schiff auf deinem Weberstuhle, daß von Montag bis zum Sonnabend fährt: pitsch zur linken, und patsch zur rechten Hand; oder wie die Stampfen einer Oehlmühle, die von Ostern bis wieder zu Ostern machen: Trippel, Trappel, Trippel, Trappel. Leute, die's nun so machen, müssen sich auch wie Maschinen behandeln lassen — man kann mit ihnen machen, was man will.

Du bist frey, lieber Leineweber, der Herr Statthalter hat dich losgekauft. Willst du morgen abreisen, so gebe ich dir deinen Abschied. Da kannst du denn in alle Welt gehen, und brauchst weder Schreiben, noch Rechnen, noch Exerciren zu lernen. Was meynst du dazu?

J. Lieber Herr Major! Sie haben als ein Vater an mir gehandelt, ich wäre ein ungehorsames Kind, wenn ich Ihnen nicht folgen wollte — ich bleibe bey Ihnen.

M. Es gilt schon! machst du deine Sachen gut, so thue ich vielleicht noch etwas mehreres! Leb wohl!

Ich gieng fort, erst zu den Fourier, hernach kaufte ich mir einen Hering und eine Kanne Bier, verzehrte es auf dem Walle, und sahe die Sonne untergehen. Du lieber Gott, dachte ich, wie viele tausend

Menschen sitzen itzo bey dem Chartenspiele, und sehen die Sonne nicht! wie viele tausend Menschen werden nun die Ruhe suchen und nicht finden, weil sie krank sind, oder von Schulden und Sorgen gedrückt werden! wie viele tausend Menschen liegen itzo in Gefängnissen, und dürfen die Sonne weder auf- noch untergehen sehen. Und ich — ich kann sie sehen, ich sitze weder bey der Charte, noch im Gefängnisse, ich bin gesund, habe keine Sorgen — habe ein gutes Werk gethan, wer ist glücklicher als ich! Nun, du lieber Gott, ich will mir auch rechte Mühe geben, ein guter Mensch zu werden, damit ich mich immer freuen kann, wenn ich deine Sonne auf- und untergehen sehe. Kurz ich war, wie man zu sagen pflegt, in meinem Schöpfer vergnügt.

Da kam einer meiner Kammeraden, ein Eichsfelder, der mit mir in Mühlhausen war angeworben worden, ganz traurig geschlichen. Wenn du, dachte ich bey mir selbst, den Menschen auch vergnügt machen könntest, so würde deine Freude noch größer seyn. Denn wenn zwey Menschen sich freuen, so ists doch größere Freude, als wenn man sich so allein freuen muß.

Guten Abend Bruder! rief ich ihm zu, willst du mir nicht einmal Bescheid thun *)?

Das wohl, antwortete er, aber du hast ja selbst nicht viel.

Was

*) Mit mir trinken.

Was ich nicht habe, sagte ich, das hat der Marquetender. Komm iß und trink mit mir, wenn wir fertig sind, so holst du noch einen Hering und eine Kanne Bier, und damit ist es gut.

Er ließ es sich wohl schmecken, und, da wir unsere Mahlzeit aufgezehrt hatten, gab ich ihm noch zwey Groschen und 4 Pfennige, um noch einen Hering und eine Kanne Bier zu holen. Dabey war ich so vergnügt, daß ich herum sprang, und den Hut schwenkte und rief: Heda! es lebe die ganze Welt!

Mein Eichsfelder lachte und sagte: ich weiß nicht, was dir fehlt? der Hering schmeckt gut, das Bier ist ohne Tadel, ich bin dabey vergnügt, aber so lustig, wie du, kann ich doch unmöglich seyn. Du hast gewiß ein Kännchen zu viel getrunken!

Das wäre mir nicht lieb, antwortete ich, wenn ich nicht eher vergnügt seyn sollte, als wenn ich ein Kännchen zu viel getrunken hätte. Weißt du, warum ich so seelenvergnügt bin? ich habe ein gutes Werk gethan — einem Menschen habe ich das Leben gerettet! Bruder, das schmeckt! besser schmeckt es, als Heringe und das beste Bier.

Nun, sagte der Eichsfelder, das will ich mir merken, wenn ich Gelegenheit habe, etwas Gutes zu thun, so will ichs thun, darauf verlaß dich, Bruder! Gute Nacht! Höre einmal! mit einem Heringe und einer Kanne Bier kann ich dich nicht tractiren, dazu reicht mein Geld nicht hin. Weißt du aber was? ich will

dich morgen auf ein halb Schock Spillinge (gelbe Pflaumen) zu Gaste bitten. Die schmecken herrlich. Es ist eine ordentliche Wohlthat vom lieben Gott, daß er um diese heiße Jahrszeit die Spillinge wachsen läßt. Daran können sich doch viele tausend arme Leute laben. Morgen neun Uhr, wenn das Exerciren vorbey ist, kommst du auf den Fischmarkt, da wollen wir mit einander Spillinge schmausen. Gute Nacht!

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Constant bekommt ein Frühstück zu riechen.

Den andern Tag kam mein Eichsfelder und rief mich zu den Spillingen ab. Da wir an die neue Straße kamen, fuhr ein Bauer einen Karren voll vor uns her, die rochen so appetitlich, daß mir das Maul voll Wasser lief. Wie theuer das Schock, Schwager? fragte mein Kammerad. Drey Pfennige, war die Antwort.

Itzo kamen wir mit einander auf den Fischmarkt, und da der Bauer eben anfangen wollte, die Spillinge uns zuzählen, so kamen zwey Stadtknechte und riefen: He! du Himmelsasa! was verkaufst du denn da?

Spillinge, antwortete er.

Wart, ich will dir die Spillinge anstreichen, sagte der eine Stadtknecht, daß du an mich denken sollst!

Weißt du nicht, daß man die rothe Ruhr von Spillingen bekommt? Kannst du sie nicht deinen Schweinen geben? Den Augenblick fahr mit an die Gera *) und schütte sie hinein!

Ich glaube, die Hundstage sind euch in den Kopf getreten, sagte der Bauer. Meynt ihr denn, daß ich meine Spillinge gestohlen habe?

Mögt ihr die Spillinge gestohlen haben oder nicht gestohlen haben, antwortete der Stadtknecht, das verschlägt mich nichts. Ein Wort so gut als zehen, die Spillinge gehören nicht auf den Markt. Den Augenblick fahrt mit mir und werft sie in die Gera, oder wir gerben euch das Fell, daß es blau werden soll.

Da der Bauer sahe, daß es Ernst war, schrie er erbärmlich: du barmherziger Gott! ist das auch erlaubt? da habe ich gestern mit meinen Kindern den ganzen Tag an den Spillingen geschüttelt und zusammen gelesen, und habe meinem Heinrich ein Paar bockslederne Höschen dafür kaufen wollen — ach was wird der arme Junge sagen, wenn ich nach Hause komme, und bringe ihm keine Höschen mit! Das half aber nichts, die Spillinge mußten in die Gera, und mein Eichsfelder und ich mußten das Maul wischen.

Da wir nun so hin und her mit einander discurirten, begegnete uns der Herr Feldscheerer.

Das ist gut, sagte ich zu ihm, daß Sie kommen.

*) Ein Fluß in Erfurt.

Schubert inv

C. F. Rüdiger fec. 1795.

men. Sagen Sie mir doch, ists denn wahr, daß man von den Spillingen die rothe Ruhr bekommt?

Ich glaube du träumst, antwortete er. Spillinge sind ja bey der großen Hitze das beste Labsal für die armen Leute. Die rothe Ruhr kommt von Erkältung. Itzo sind die heißesten Tage, die Nächte sind aber oft kalt. Wenn nun die Leute sich den Tag über erhitzt haben, und kommen des Abends ins Bette, so treten sie die Decke von sich, nun fällt Kälte ein, der Schweiß tritt zurück — pump da ist die rothe Ruhr da. Weils nun aber um diese Zeit gerade auch Spillinge giebt, so glaubt man, sie käme von Spillingen.

Woher wissen Sie denn aber, fragte ich den Herrn Feldscheerer, daß die Ruhr nicht von Spillingen, sondern von Erkältung, komme?

Daher, antwortete er, weil viele tausend Leute Spillinge essen, die die Ruhr nicht bekommen, und viele tausende die Ruhr bekommen, die keinen Spilling gegessen haben. Da wir vor drey Jahren gegen die Preußen zu Felde lagen, bekam fast unsere halbe Armee die Ruhr, und damals gab es doch keine Spillinge. Aber woher kam es? Der arme Soldat mußte ein Paar Monate unter Zelten, auf bloßer Erde, oder auf einem Bündel Stroh liegen, und hatte keine ordentliche Bedeckung, daraus entstund Erkältung, und diese verursachte die Ruhr. Gut war es aber, daß es gute Ärzte bey der Armee gab. Diese trafen solche Veranstaltungen, daß nur wenige Menschen starben.

Wie machten sie denn das? fragte ich.

Wie sollten sie es machen, war seine Antwort, sie gaben halt den Kranken ein- bis zweymal des Tages ein Brechmittel von Ruhrwurzel und Rhabarber, von jener 10 Gran, von dieser 20 Gran ein, so lange, bis sich der bittere Geschmack auf der Zunge und das Drukken in der Herzgrube legte; ferner ließen sie ihnen fleißig Clystiere von laulichtwarmen Leinöhl setzen, und sorgten dafür, daß sie gutes gebackenes (gewelktes) Obst zu essen bekamen; da währte es nicht lange, so liefen die mehresten Kranken wieder so munter davon, wie die Wachteln.

Das habe ich mir gemerkt, und weiß bis diese Stunde noch nicht, daß die Ruhr in mein Haus gekommen wäre. Sobald ich davon etwas merkte, so brauchte ich die Ruhrwurzel und Rhabarber, und es war alles gut.

Wenn's Spillinge giebt, so bekommen meine Kinder wöchentlich ein paarmal davon Frühstück, und ich habe noch niemals üble Folgen davon verspürt.

Drey=

Dreyßigstes Kapitel.

Constant bekommt die Montur und hilft einen Geburtstag feyern.

Nun gieng ich täglich bey den Herrn Fourier, und er lobte mich, daß ich im Rechnen und Schreiben so gut zunähme — das kützelte mich. Bey dem Exerciren gab ich mir auch so viele Mühe, daß ich nach ein Paar Wochen Montirung bekam, und mit auf die Wache zog. Freilich machte ich große Augen, da mir die Montur präsentirt wurde; mein Major lachte aber und sagte — Närrchen zieh du die Montur nur an. Ein Mensch in deinen Jahren darf keine Gelegenheit vorbey lassen, wo er etwas lernen kann. Da zog ich sie halt an.

Da ich nun einmal im Brühlerthore die Woche hatte, kam ein reinlich gekleideter Bürger in das Thor und fragte mich, ob nicht ein kaiserlicher Soldat hier wäre, der Constant hiese?

Ja, sagte ich, ich bins selbst.

Selbst? fuhr er fort, nun da freue ich mich doch, daß ich (hier fieng er an zu weinen) den lieben Mann kennen lerne, der mich vom Tode errettet hat. Ich bin der Tuchmacher, den er hat ausgraben helfen. Morgen ist mein Geburtstag — will er mir nicht die Freude machen, und ihn mit feyern helfen?

Gerne! Gerne! war meine Antwort. Ich bitte um Urlaub und komme gewiß.

Da druckte er mir die Hand, verbarg sein Gesichte unter das Schnupftuch und gieng fort! Leute! das war ein Händedruck! Solche Händedrücke wünsche ich allen frommen Christen. Ich habe in meinem Leben viel, viel, Freude genossen, aber, so wahr Gott über mir lebet, nichts hat mir mehr Freude gemacht, als wenn mir jemand, dem ich etwas Gutes gethan hatte, dankbar die Hand druckte. Das geht ans Herz. Was man aber ißt und trinkt, das kommt nur in den Magen. Gott sey Lob und Dank, ich habe mehr solche Händedrucke bekommen, und wenns bey mir nicht so geht, wie es gehen soll, und ich bin betrübt, so denke ich an die Händedrücke, die ich von manchem guten Menschen bekommen habe, da werde ich immer vergnügt.

Deswegen benutze ich itzo, da ich alt bin, jede Gelegenheit, wo ich Gutes thun kann, damit, wenn einmal der liebe Gott über mich gebieten sollte, bey meinem Abschiede von der Erde, wenigstens einige Leute mir dankbar die Hände drücken möchten. Ich glaube, das würde mir den Abschied sehr leicht machen.

Den andern Tag gieng ich geschwind, zu der gesetzten Stunde, zu meinem lieben Tuchmacher. Du barmherziger Gott! was war da für eine Freude! Die ganze Familie war da zusammen, und die An-

ver-

verwandten, und die weinten alle, als ich in die Stube trat — alle druckten mir die Hände.

Auch die funfzehnjährige Tochter, **Philippinchen**, druckte mir die Hand, sahe mich mit ihren großen schwarzen Augen, aus denen die Thränen herabliefen, an, und sagte: ach mein lieber Herr Constant — meinem Vater — meinem Vater — Dank! Dank! meinem Vater hat er das Leben gerettet!

So gut mir nun auch alle Händedrücke deuchteten, so wurde mir doch ganz besonders warm ums Herze, da mir **Philippinchen** die Hand druckte, ich druckte ihre Hand wieder, wollte sie nicht loslassen, und stotterte etwas her und stotterte, ich weiß selbst nicht was.

Wir setzten uns nach einiger Zeit zu Tische und aßen und tranken, vor großer Freude konnte ich aber wenig genießen.

Da ich nach Hause gehen wollte, druckte mir der ehrliche Tuchmacher ein Paquetchen Geld in die Hand. Ich erschrack und sagte: was soll denn das seyn?

Etwas Weniges für seine Bemühung, antwortete er.

Und daraus wird nichts, sagte ich weiter.

Obgleich alle mich baten, das Geld anzunehmen, that ich es doch nicht, legte es auf den Tisch, sprang fort und wünschte allen eine gute Nacht.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Constant wird verliebt.

Sie mögen wohl alle eine gute Nacht gehabt haben, ich aber nicht. Mir schwebte immer das Philippinchen in Gedanken, und ich konnte dafür nicht eher bis Morgens drey Uhr einschlafen. Fünf Uhr wachte ich schon wieder auf und dachte an das Mädchen. Kurz ich merkte, daß ich verliebt war.

Mit dem Verliebtwerden ist es ein närrisches Ding. Man kömmt dazu und weiß nicht wie; ist man es einmal, so weiß man nicht, wie man wieder davon loskommen soll. Man wird ein ganz andrer Mensch, und denkt an nichts, als an das Liebchen. Unter solchen Umständen kann auch der klügste Mensch dumme und alberne Streiche vornehmen, und sich auf seine ganze Lebenszeit unglücklich machen. Ich habe gar viele junge Leute gekannt, die ins Elend hineinrennten, bloß aus Liebe, und habe daher immer gewünscht, daß doch zwischen Alten und Jungen mehr Vertraulichkeit seyn, und die Alten den Jungen bey der Liebe mit Rath und That an die Hand gehen möchten. Das geschieht aber nicht. Entweder sie lachen einen aus, und sehn die ganze Sache als einen Spaß an! oder sie schelten einen aus, und machen die Liebe zur Sünde. Und das ist beydes nicht Recht. Mit der Liebe ist's kein Spaß; denn man hat ja Exempel,

daß Leute davon krank geworden und gestorben sind, und wenn sie nicht närrisch ist, und nicht auf Personen fällt, auf die man keinen Anspruch machen darf, so ist sie auch nicht Sünde. Die Liebe liegt ja in der menschlichen Natur, wie kann sie denn Sünde seyn?

Ich schlich wohl acht Tage herum, wie ein Schatten, sprach mit niemanden, wenn ich nicht sprechen mußte, aß wenig, trank wenig, und schlafen konnte ich fast gar nicht. Wenn ich zum Fourier gieng, so machte ich allemal einen Umweg, so daß ich vor Philippinchens Hause vorbey kam. Gleichwohl hatte ich die Courage nicht, immer nach den Fenstern zu sehen. Einmal hatte ich mir vorgenommen, ihren Vater zu besuchen; da dachte ich aber, er möchte glauben, es geschehe um des Paquetchens Geld willen, das er mir angeboten hatte; das hielt mich wieder zurück.

Wenn du, dachte ich bey mir selbst, nur dem Mädchen einmal begegnen solltest! aber — ich begegnete ihm immer nicht.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Philippinchen!

Einmal gieng ich aber über den wenigen Markt, da sahe ich ein Mädchen mit einem Cattunenen Mantel stehen, das mit einem andern sprach, und Philippinchen

chen so ähnlich sahe, wie ein Ey dem andern. Das ist sie, dachte ich, ganz gewiß. Du willst sie auch sogleich anreden. Ich gieng auf sie los — sie war's — es lief mir brühwarm über die Haut — ich fieng an zu zittern — griff an den Hut und lief vorbey, wie ein Schotendieb. Ich hörte und sahe nicht mehr, und — da ich an die Ecke von der Meimergasse kam, stieß ich mich vor den Kopf, daß ich eine Brausche (Beule) bekam, wie eine Faust, so groß.

Da ich in mein Quartier kam, ärgerte ich mich über mich selbst, daß ich so ein Narr gewesen war, und das Mädchen nicht angeredet hatte, und überdachte hin und her, was ich eigentlich mit ihr sprechen wollte, wenn sie mir wieder begegnete. In der Folge habe ich aber doch eingesehen, daß es gut sey, wenn junge Leute in der Liebe ein Bischen schüchtern sind. Denn wenn jeder die Courage hätte, es den Mädchen immer zu sagen, wie es ihm ums Herz ist, so würden liebliche Historien heraus kommen.

Unterdessen fügte es sich nach etlichen Tagen, daß ich über die Mühlstege gieng. Da kam sie mir entgegen. Ich sahe sie freundlich an, grüßte sie, wußte aber nicht, was ich eigentlich zu ihr sagen sollte.

Guten Abend, sagte sie selbst, wo geht denn sein Weg hin?

J. Immer nach meinen Quartiere zu.

Ph. Mein Vater ist itzo recht gesund, und es vergeht auch kein Tag, da wir nicht vom Herrn Constant reden.

J. Das ist ja recht gut. Es vergeht auch kein Tag da —

Guten Abend, Constant, rief mir eine Stimme — gute Nacht, Herr Constant, besuche er uns doch einmal, sagte Philippinchen und weg war sie.

Ich sahe ihr nach, und hätte beynahe vergessen, mich nach dem umzusehen, der mir den guten Abend geboten hatte, wenn er mich nicht selbst angeredet hätte.

Es war der Herr Major. Nu? sagte er, da hast du dir ja gar ein Mädchen angeschnallt (zugelegt); du hast dir doch etwas hübsches ausgelesen. Wer ist denn das Mädchen?

Ihro Gnaden, es ist die Tochter des Tuchmachers, den ich —

M. Aha! die Tochter des Mannes, dem du aus dem Grabe geholfen hast. Du willst dich also vermuthlich für deine Mühe bezahlt machen? He?

J. Ich kann nicht leugnen, Herr Major —

M. Vortreflich! Du läßt dir deine Mühe doch recht gut bezahlen! Geh doch ein Bischen mit mir, daß wir über die Sachen mit einander discuriren können. Es ist wahr, Constant, du hast etwas sehr Gutes gethan, hast dem Manne das Leben gerettet, hast ihn seiner Familie wieder verschafft — wenn ich dir aber meine aufrichtige Meynung sagen soll, so dächte

ich,

ich, es wäre besser gewesen, wenn du ihn im Grabe gelassen hättest.

J. Je du lieber Gott! und ist so ein braver Mann — .

M. Eben deswegen. Wenn du ihn im Grabe gelassen hättest, so wäre es itzo überstanden. Der Tuchmacher wäre nun seiner Angst los, sein Körper verfaulte, ihm wäre wohl, und seine Familie hätte sich nach und nach getröstet. So aber hast du ihn aus dem Grabe herausgerissen, und marterst ihn wieder langsam zu Tode, daß man nach ein Paar Jahren ihn noch einmal wird begraben müssen.

J. Herr Major?

M. Herr Major hin, Herr Major her! es ist doch wahr. Woran hat denn dieser ehrliche Mann seine Freude? ists nicht wahr an seinen Kindern? Für wen sorgt er? für wenn arbeitet er denn? ists nicht wahr für seine Kinder? Nun kommst du und verführst seine Tochter? Ist das nicht eben so gut, als wenn du ihm seine ganze Freude raubtest? muß sich der ehrliche Mann nicht darüber zu Tode grämen? Ich weiß wohl, daß es unter meinen Leuten solche Zeisige giebt, die daraus nicht viel machen, und die die Verführung eines unschuldigen Mädchens als einen Spaß ansehen. Ich habe dir aber mehr Verstand zugetrauet. Es ist wahr, die Montur schützt dich gegen die bürgerlichen Strafen, aber — sie kann dich nicht gegen die Gewissensbisse schützen. Es ist mit dem Gewissen eine

ganz

ganz andere Sache, als mit dem Magen. Wenn dieser verdorben ist, so trinkt man ein Paarmal Fliederthee, oder nimmt ein Brechpulver ein, so ists gut. So leicht gehts aber nicht, ein verletztes Gewissen wieder zu heilen. Ich habe dergleichen leichtfertige Bursche genug gekannt, die die Mädchen verführten. Was ist aber aus ihnen geworden? Sie gehen herum und hängen die Köpfe, und haben keine frohe Stunde mehr. Denn wie kann denn ein Mensch, bedenk es doch selbst, wie kann denn ein Mensch froh werden, der sich bewußt ist, daß er andere unglücklich gemacht habe, und daß Ach und Weh über ihn geschrieen wird? Da suchen sie hernach ihr Gewissen zu betäuben, saufen Brandtewein, legen sich aufs Chartenspiel, begehen eine Schandthat nach der andern, bis sie Erzbösewichte werden. Willst du denn auch einmal so ein Kerl seyn? Antworte!

J. Ich weiß gar nicht, Herr Major, warum Sie so böse auf mich sind. Es ist mir ja gar nicht in den Sinn gekommen, daß ich das Mädchen verführen will. Ich will sie ja nur heyrathen.

M. Heyrathen? hast du denn Brod für sie?

J. Der liebe Gott wird schon sorgen.

M. Ja der liebe Gott thut heutiges Tages keine Wunderwerke mehr. Der Mensch muß seinen Verstand und sein Nachdenken brauchen, so segnet dann der liebe Gott. Handelt der Mensch aber ohne Ueberlegung, so ist auch an keinen Segen Gottes zu gedenken.

Ich

Ich mußte darauf mit ihm nach Hause gehen, da faßte er mich bey der Hand und sagte: lieber Constant, daß ichs gut mit dir meyne, daß weißt du, und es ist dein Schade noch nicht gewesen, wenn du mir gefolgt hast. Sey also aufrichtig gegen mich, und rede, wie dir's ums Herze ist. Ists nicht wahr, du hast dich in die Tuchmachers Tochter verliebt?

J. Was soll ich es denn leugnen? Es ist ja gar ein artiges Mädchen.

M. Nimm dich in Acht, Constantchen, mit der Liebe ist kein spaßen. Man weiß den Anfang wohl, was es aber für ein Ende nehmen wird, das kann man nicht voraus sehen.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Der Herr Major hält eine Predigt von der Liebe.

Hör einmal an, wie mirs gegangen ist! Da ich in Linz lag, verliebte ich mich auch in ein allerliebstes Fräulein. Ich suchte Gelegenheiten, wie ich sie sprechen konnte, und entdeckte ihr meine Liebe. Sie hörte es gern, und gestund mir am Ende, daß sie mir auch gut sey.

Ich bat sie mir von ihren Eltern zur Gemahlinn aus, sie versprachen sie mir, unter der Bedingung,

wenn

wenn ich vom Regimente die Erlaubniß erhielt, mich zu verheyrathen. Ich hielt darum an und bekam sie. Ehe ich aber noch meiner Fräulein Nachricht davon geben konnte, erhielt unser Regiment Befehl, nach den Niederlanden aufzubrechen. Ich war wie betäubt, gieng gleich zu den Eltern, zeigte die Erlaubniß, mich verheyrathen zu dürfen, und bat zugleich, mir zu erlauben, daß ich mich diesen Abend noch mit ihrer Tochter trauen lassen dürfe.

Warum so geschwind? fragte die Mutter erschrokken. Deswegen, antwortete ich, gnädige Frau, weil wir Ordre erhalten haben, nach den Niederlanden zu marschiren, und ich meine Gemahlinn gern sogleich mitnehmen möchte.

Nach den Niederlanden? sagte sie. So weit von mir soll ich meine Tochter geben? Das geht unmöglich an; nein, so weit laß ich meine Tochter nicht ziehen.

Was? wie? fragte ich erschrocken: Sie wollen ihre Tochter nicht mitziehen lassen?

Nach den Niederlanden nicht, antwortete sie. Wenn Sie hier können bleiben, da wird es für unsere Familie Ehre seyn, Sie zum Eidam zu bekommen, aber so ferne weg lassen wir unsere Tochter nicht ziehen.

Ich wollte zum Fräulein, erhielt aber keine Erlaubniß dazu, und mußte abreisen, ohne von ihr Abschied nehmen zu können. Ich dachte ich müßte von Sinnen kommen. Der Marsch, die vielerley Geschäfte

schäfte, die ich zu besorgen hatte, und die mancherley Vorfälle, die es täglich bey dem Regimente gab, ließen mir keine Zeit, meinen Grillen nachzuhängen. Sobald ich aber nach Brüssel kam und Ruhe hatte, so wußte ich vor Gram und Verdruß auf keiner Stelle zu bleiben. Endlich schnappte es über (ich gerieth in Verzweiflung); ich nahm eine Pistole, ließ ein Paar tüchtige Kugeln hineinlaufen, zog den Hahn auf, und — da ich losdrücken wollte, entstand so ein erschrecklicher Lärmen vor meinem Hause, daß ich die Pistole auf den Tisch legte, und nach dem Fenster lief, um zu sehen, was es da gebe.

Da war ein Ziegeldecker vom Hause gefallen, und hatte den Arm zerbrochen. Weil ich nun, ohne daß ich mich rühmen will, immer ein mitleidiges Herz gehabt habe, so vergaß ich das Erschießen und lief hinunter, um dem armen Menschen zu helfen. Seine Frau kam mit zwey Kindern herbey, und die thaten so jämmerlich, daß mir das Herz im Leibe hätte schmelzen mögen. Der arme Mann seufzte aber immer: ach du lieber Gott, was wills aus meiner Frau und Kindern werden!

Ich lehnte mich mit dem Kopfe an die Wand, — dachte hin und her. — endlich faßte ich den Entschluß: du willst dich nicht eher erschießen, bis du die arme Familie gerettet hast. Der Gedanke machte mir solche Freude, daß mir die Thränen in die Augen traten. Frau, sagte ich, komme sie mit mir in das

Haus,

Haus, ich will ihr einen guten Rath geben. Lasse sie ihren Mann nach Hause bringen, der Regimentsfeldscherer soll sogleich nachkommen und ihn curiren. Was es kostet bezahle ich. Hier sind zwey Dukaten, daß sie sich und ihre Familie davon ernähren kann. Wenn sie aufgezehrt sind, so komme sie ohne Bedenken zu mir, und hole mehr ab. Daß sie aber nicht davon plaudert! Wenn ich höre, daß es die Stadt erfährt, so thue ich nichts mehr für sie.

Constant! Constant! ich wünsche, daß du viele so vergnügte Abende haben mögest, als ich damals hatte. Die Frau fiel vor mir auf die Knie, ich lief aber fort auf meine Stube. Da sah ich die aufgezogene Pistole liegen und erschrack. Gott! dachte ich, wenn du fünf Minuten eher den Hahn aufgezogen hättest, so wärest du nicht im Stande gewesen, diese unglückliche Familie zu retten!

Mit zitternder Hand brachte ich den Hahn in Ruhe, und zog den Schuß heraus. Dann hieng ich die Pistole an die Wand, und nahm mir vor, mir nicht eher das Leben zu nehmen, bis der Arm des unglücklichen Ziegeldeckers ganz curirt wäre. Fällt dir nichts dabey ein, daß der Ziegeldecker gerade damals vom Dache fiel, als ich mich erschießen wollte?

Ei, war meine Antwort, mir wird ja etwas eingefallen seyn. Ich dachte gleich, der liebe Gott müsse da seine Hand im Spiele gehabt haben.

Das ist meine Meynung auch. Sieh Constant, ich bin kein Kopfhänger, und der Mann gar nicht, der allen Heiligen die Zehe abbeißt (immer vor den Heiligen kniet). Ich mache meinen Spaß, weil ich glaube, daß man mit einem Spaß, den man zur rechten Zeit anbringt, oft mehr Nutzen stiften kann, als mit einer Litaney. Aber vom Vertrauen auf Gott halte ich erstaunlich viel. Wenn nun der Mann nicht gerade dazumal zum Dache herunter gepurzelt wäre — ists nicht wahr, so wäre ich als ein Selbstmörder aus der Welt gegangen? wer weiß, wo ich itzo wäre! wie viel Gutes wäre da unterblieben, das ich doch, Gott Lob! noch gestiftet habe! Und wer schickte es denn so, daß gerade dazumal, da ich die Pistole losdrücken wollte, der Ziegeldecker vom Dache fiel. Wenn, wie die Bibel sagt, ohne des himmlischen Vaters Willen, kein Sperling vom Dache fällt, so fällt gewiß auch, ohne seinem Willen, kein Ziegeldecker herab.

Ich habe, sagte ich, schon meine Gedanken darüber gehabt, daß Sie gerade in dem Augenblicke zu mir kamen, da ich Philippinchen mein ganzes Herz entdecken wollte.

Siehst du? sagte der Herr Major, solche besondere, recht wunderbare, Zufälle findet jeder Mensch in seiner Lebensgeschichte. Wenn man oft im Begriffe war, einen recht dummen Streich zu machen, gleich ereignete sich etwas, das uns davon abhielt. Oft wird man so kleinmüthig, so kleinmüthig, daß man in die

Erde

Erde hineinkriechen möchte; ehe man aber hineinkriecht, so schickt der liebe Gott etwas, das einem wieder Muth macht. Diese unvermutheten Zufälle nun, die der liebe Gott schickt, um uns auf guten Wegen zu erhalten, nenne ich Vorsehung. Lieber Constant! wie du siehst, so bin ich ein Mann, der alles hat, was sein Herz begehrt; ich bin gesund, habe mein überflüssiges Auskommen, bin allenthalben geehrt und angesehen, wenn mich aber der Glaube an Gottes Vorsehung nicht gestärkt hätte, so hätte ich mir schon längst das Leben genommen.

Daß ichs kurz mache: ich hatte die Freude, daß der Ziegeldecker durch mich curirt, und seine Frau und Kinder durch mich erhalten wurden. Da gieng ich in mich und dachte: wenn du so viel Gutes noch stiften kannst, so wäre es ja bey Gott nicht zu verantworten, wenn du dir das Leben nehmen wolltest. Kannst du die Freude nicht haben, die Frau, die du dir wünschest, zu bekommen, so mag es seyn. Es giebt ja noch tausend Freuden in der Welt, die du genießen kannst. Du kannst ja z. E. Gutes thun. Und Gutes zu thun, das giebt doch wahrlich eine Freude, die durch Mark und Bein dringt.

Von dieser Zeit an, fieng ich nun an, alle meine Rekruten genau zu examiniren, und half jedem, so gut ich konnte. Glaube mir, lieber Constant, es lebt mancher braver Mann in der Welt, der bey mir Re-

krute gewesen ist. Mehr mag ich nicht sagen, weil das Prahlen meine Sache nicht ist.

Vorzüglich war ich auf die Rekruten aufmerksam, die sich das Leben hatten nehmen wollen. Diesen stund ich bey, wie ich konnte und wußte. Lieber Gott! dachte ich, in solchen Umständen bin ich auch gewesen!

Begreifst du nun wohl, warum ich zeither so für dich gesorgt habe? ich werde ferner für dich sorgen, darauf kannst du dich verlassen. Was hast du denn nun aber aus meiner Geschichte gelernt?

Das weiß ich gar wohl, war meine Antwort; ich muß auf Gott vertrauen, und darf mein Herz an kein Mädchen hängen.

Recht gut! sagte der Herr Major, thue aber nur auch darnach! Wenn du dein gutes Auskommen wüßtest, so könntest du ja morgen dein Philippinchen heyrathen, und es würde mir eine Freude seyn, wenn ich deine Hochzeit ausrichten könnte. So aber rathe ich dir, daß du dir noch etwas in der Welt versuchest, und dann erst, wenn du einen Platz gefunden hast, wo du dich nähren kannst, bey Philippinchen anfragst, ob sie dich zum Manne haben will? Ist sie dir vom lieben Gott bestimmt — gut, so wird sie dir bleiben. Nimmt sie aber unter dieser Zeit einen andern, nun da mußt du denken, daß sie dir nicht bestimmt gewesen ist.

Ich dankte dem Herrn Major sehr für die guten Lehren, die er mir gegeben hatte, und versprach, sie

zu befolgen. Auf dem Wege dankte ich aber auch dem lieben Gott, daß er mir den Herrn Major zu geschickt hatte. Denn, wenn ich meine aufrichtige Meynung sagen soll, so war ich dazumal, wie verrückt im Kopfe, und, wenn ich meinem Sinne gefolgt hätte, ich glaube in der nächsten Woche hätte ich schon um Philippinchen angehalten. Ich nahm mir, da ich die Sache hin und her überlegte, vor, ich wollte von Erfurt weg, ohne mit ihr ein vertrautes Wörtchen zu sprechen. Der Mensch nimmt sich aber mancherley vor, daß er nicht in Erfüllung bringt.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Eine Gevatterschaft.

Nach acht Tagen kam eine alte Frau in mein Quartier, fragte nach mir, und brachte mir einen mächtig großen Brief. Tausend machte ich da nicht Augen, als ich den Brief bekam! ich glaube, es war der erste, den ich in meinem Leben erhielt. Ich erbrach ihn — da war es meiner Treue ein Gevatterbrief — von meinem Tuchmacher. Er hatte ihn selbst geschrieben, so treuherzig, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte.

Vor Freuden war ich außer mir, und dachte nicht so viel an mein Pathchen, als — an seine Schwester.

Den folgenden Tag fand ich mich zur rechten Zeit ein, und hob mein Pathchen aus der Taufe. Hernach gieng ich denn zum Kindtaufschmause, zu dem der Tuchmacher seine ganze Freundschaft eingeladen hatte.

Philippinchen wartete auf, und ich mag mich wohl sehr poßierlich angestellt haben, so oft sie mir ein Glas Bier reichte. Es war mir allemal, wie wenn ich an eine Elektrisirmaschine griff, so oft meine Finger die ihrigen berührten. Ich hielt aber an mich (verstellte mich,) so viel ich nur konnte.

Bey Tische gab es nun mancherley Gespräche, die recht lebhaft wurden, so bald das Gläschen Wein herum gieng. Am Ende kam die Rede auf die Zeitung, und da wurde denn tüchtig gekannegiesert. (Man sagt, daß Leute kannegiesern, wenn sie über die Staatsangelegenheiten sprechen, ohne dazu die nöthigen Einsichten zu haben.)

Franz, Wilhelm und Anton, die drey Brüder des Tuchmachers, geriethen in einen heftigen Streit, welches wohl die beste Regierungsform sey. Franz erklärte sich für die Monarchie, wo nur Einer regiert, Wilhelm für die Aristokratie, wo die vornehmsten Familien das Recht zur Regierung haben, und Anton für die Demokratie, wo auch das Volk in die Regierung mit reden darf.

Ich stopfte mir eine Pfeife Taback, und dachte, du willst doch sehen, wo es hinaus will. Soviel ich

mich

mich noch erinnere, fiel das Gespräch folgendermaßen aus:

F. Ihr mögt mir nun sagen, was ihr wollt, so glaube ich doch, man lebt nicht glücklicher, als in einer Monarchie. Wenn der Monarch einsieht, was für ein Land gut ist, so giebt er halt ein Dekret, so solls seyn! dictum factum, es ist um vier Wochen zu thun, so ists durch sein ganzes Land eingeführt. Wie ist denn das in einem andern Staate möglich? Viel Köpfe, viel Sinne! Wo mehrere regieren, da zanken und streiten sie sich Jahre lang, ehe etwas zu Stande kommt, und am Ende wirds doch ein Gikß (ein Unternehmen, das mißlingt). Der Monarch hingegen schreibt: hiermit geschieht mein Wille, und damit ists gut.

W. Und wenn dann der Wille nichts taugt, da ists auch gut? nicht wahr? Wenn der Monarch schwelgt, und dergleichen Dinge mehr thut, und hernach den armen Unterthanen neue Abgaben auflegt, da ists auch gut? nicht wahr? da lobe ich mir die Aristokratie, da wird doch fein bedächtig zu Werke gegangen, und jede Sache hin und her überlegt, ehe man sie ausführt. Da kann doch so leicht kein Mißbrauch eingeführt werden.

Fr. Und auch kein guter Gebrauch. Ehe so viele Köpfe unter einen Hut gebracht werden, wie viele Zeit geht dahin. Und wenn du mir da sagst, daß des Monarchen Wille nicht immer gut ist, wie stehts, wenn

ein Land viele Monarchen hat, deren Wille nichts nutzt? Wenn die das Land aussaugen, und nur für sich und ihre Familien zusammenscharren?

A. Das ist alles wahr. Drum lobe ich mir die Demokratie. Da kann doch nichts eingeführt werden, was nicht das Volk gut heißt. Und ist denn das nicht billig? Wie kann man denn von dem Menschen verlangen, daß er Gesetzen gehorchen soll, zu denen er seine Einwilligung nicht gegeben hat?

Fr. Ei der tausend! Was das für ein Philosoph ist! Stell dir aber einmal vor Bruder, daß unsere Bürgerschaft zusammen berufen, und ihr der Antrag gethan werden solle, ein Gesetz zu geben. Wie kurios würde es da gehen! Wie vielerley Meynungen da aufs Tapet kommen, wie man sich streiten, zanken, am Ende schlagen würde! Auf dein gut Gewissen, Bruder! Glaubst du nicht, daß man aus einander gehen würde, ohne ein Gesetz gegeben zu haben?

A. Möglich ist es! Aber Närrchen, du verstehst mich nicht. Wo in aller Welt ist denn so eine Demokratie, da alle Leute drein reden dürften, wenn ein Gesetz gegeben werden soll? In einer Demokratie wählt halt jedes Dorf, jede Stadt, ihren Sprecher, dem sie aufträgt, für das allgemeine Beste zu sorgen. Denen überläßt man alles; was diese beschließen und genehmigen, das beschließt und genehmigt man halt auch. Ist das nicht vortreflich?

Fr. Ganz vortreflich! Aber Brüderchen! wenn jedes Dorf und jede Stadt ihre Sprecher wählen sollte, so möchte doch wohl das Sprechercollegien etwas stark werden. Nimm nur ein kleines Fürstenthum! Wie viele Dörfer giebts da! und die Städte, weil sie größer sind, müssen doch wohl mehr als Einen Sprecher haben!

A. Ei das versteht sich!

Fr. Nun da möchte doch wohl eben so ein Lärmen in dem Sprechercollegien werden, wie wenn unsere Gemeine zusammen kommt, und am Ende würde es so gehen, wie —

A. Wie wenn unsere Gemeine etwas beschließen sollte? Mit nichten! Du mußt ja nur bedenken, daß da nicht jeder Narr mitreden darf, sondern, nur die verständigsten, die rechtschaffensten, die jede Gemeine gewählt hat.

Fr. Ja so, daran habe ich nicht gedacht. Freilich wenn die verständigsten und rechtschaffensten aus einem Lande sich berathschlagen, da ist es eine ganz andre Sache, als wenn Crethi und Plethi (kluge und unkluge unter einander) sich bereden. Sag mir aber einmal Brüderchen, von welcher Art sind denn die mehresten Glieder einer Gemeine? Verständige oder Unverständige?

A. Freilich Unverständige.

Fr. Sollen denn nun die Sprecher durch die mehresten oder die wenigsten Stimmen gewählet werden?

A. Versteht sich durch die mehresten.

Fr. Und die mehresten sind Unverständige, das hast du nun einmal zugegeben. Ich sollte meynen, die würden immer ihres gleichen wählen.

A. Ei das darf nicht seyn.

Fr. Es ist nun aber so.

A. Und es ist doch nicht so, dabey bleibe ich; jedes Land muß sich seine Gesetze selbst geben. Herr Pastor, was meynen Sie dazu? seyn Sie so gut, und thun den Ausspruch! wir werden in unserm Leben nicht einig.

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Welches eine anmuthige Historie enthält.

Lieben Leute, sagte der Herr Pfarrer lächelnd, ihr habt alle Recht und habt alle Unrecht. Es hat jede Sache ihre gute und ihre böse Seite. Betrachtet man sie von jener Seite, so verdient sie Lob; betrachtet man sie von der schlimmen, so verdient sie Tadel.

Wenn wir uns itzo mit einander in einem Lande niederließen, und eine Colonie anlegten, da wäre es Zeit, daß wir überlegten, ob die Monarchie, Aristokratie oder Demokratie die beste sey. So aber, da wir in einem Staate leben, dessen Regierungsform schon längst gegründet ist: so ist alle dieß disputiren zu nichts nutze; wir müssen

nur darauf denken, wie wir uns hinein schmiegen, die Lasten derselben erleichtern, und unser Wohl befördern. Wenn ich ein neues Haus baue, ja so baue ich es ganz nach meinem Kopfe. Ziehe ich aber in ein altes Haus: so muß ich mich behelfen, so gut ich kann, und darf nur da und dort etwas verbessern, so weit es mir der Besitzer erlaubt.

Ich will dieß doch mit einer kleinen Geschichte erläutern.

Als Candidat hielt ich mich in Liefland auf. Da ich nun in mein Vaterland zurück reiste, kam ich in einen Gasthof, wo ich einen ganz außerordentlich freundlichen, gefälligen, geschäftigen und klugen Wirth antraf. Wo ich hinsahe, erblickte ich Ordnung, und ein Sohn und eine Tochter waren immer geschäftig, sie zu unterhalten. Da ich den ganzen Abend mein Vergnügen an dieser glücklichen Familie gesehen, und des Morgens meine Rechnung bezahlt hatte, faßte ich die Hand des Wirths und fragte: lieber Mann, wer hat ihn diese Gefälligkeit, Thätigkeit und Ordnung gelehrt, die man in seinem Hause sieht?

Das kann ich Ihnen wohl sagen, war seine Antwort, die harte Regierung, unter der wir seufzen. Sonst hatten wir gute Tage, und ich lebte, wie ein kleiner Edelmann. Vor zehn Jahren wurde es aber anders, wir bekamen mehrere Abgaben, mehrere Frohnen u. d. g., kurz es kam mit uns so weit, daß ich glaubte, ich müßte zum Schelme werden. Mein

Acker

Acker trug mir nicht mehr so viel ein, daß ich alle die neuen Abgaben davon bestreiten konnte. Ich blieb also der Herrschaft schuldig, borgte da und dort auf, und saß am Ende in Schulden bis über die Ohren. Der Exequirer kam nicht von meiner Thüre, und ich sahe voraus, daß es mit mir über lang oder kurz eben so, wie vielen andern Nachbaren gehen, daß es mit mir zum Concurse kommen würde. Meine Frau heulte und schrie, und ich rang und wand die Hände.

Einmal machte mir meine Frau den Kopf so warm, daß ich es nicht länger aushalten konnte, sondern hinaus ins Freye laufen mußte. Da kam ich an den Fluß, setzte mich am Ufer nieder, und sahe zu, wie da die Fische spielten. Lieber Gott, dachte ich bey mir selbst, wie haben es doch die Fische so gut! wie vergnügt sind sie! und der arme Mensch muß so sorgen und sich plagen!

Endlich sprang ich wieder auf und sagte: was hilfts, ich muß doch wieder in meinen Karren.

In was für einen Karren? fragte jemand hinter mir. Ich fuhr zusammen, und sahe mich um, da stund ein altes eisgraues Männchen in einem braunen Oberrocke da. Ich guckte ihm gleich nach den Füßen, ob ich nicht etwa einen Pferdefuß entdecken könnte, weil ich nicht anders glaubte, als sey es der Leidige, Gott sey bey uns! Die Füße waren aber, wie bey andern Christenmenschen, und das Männchen sah so freundlich aus, daß ich allen Verdacht fahren ließ. Es

nahm

nahm mich freundlich bey der Hand und fragte: in was für einen Karren soll es also gehen? Da schüttete ich ihm mein ganzes Herz aus, und erzählte ihm weitläuftig, wie wir armen Unterthanen geplagt würden. Es sah mir, während der Unterredung starr in die Augen, hernach fragte es: bist du nun fertig?

Ja, sagte ich, nun bin ich fertig; ich dächte das, was ich erzählt habe, wäre schon genug.

Freilich, sagte das Männchen, ist dieß hart genug, aber — du darfst den Muth nicht sinken lassen. In der Erde liegen noch Schätze genug — wer es versteht, wie sie zu heben sind — was macht sich der aus der harten Regierung — was achtet der die Abgaben? Seine Geldquelle ist unerschöpflich.

Tausend machte ich da nicht Augen! Versteht er denn, fragte ich begierig, wie man Schätze heben muß?

Es schlug die Augen nieder und sagte: ich verstehe es wohl, wenn es nur andere Leute auch verstünden!

Lieber Mann, fuhr ich fort, und faßte ihn bey der Hand, thue er mir doch die Barmherzigkeit, und lehre er mich, wie man Schätze heben kann! Den Himmel verdient er an mir! Komme er doch mit mir nach Hause!

Er weigerte sich; da ich ihn aber nöthigte, und fast mit Gewalt fortzog: ließ er sich doch erbitten, und gieng mit. Meine Frau machte zwar erst ein gewaltig böses Gesicht, da ich ihr einen fremden Gast zu-

führte

führte; da ich ihr aber sagte, was er bey uns thun wollte, so hieng auf einmal der Himmel voll Geigen (war lauter Freude), und sie trug ihm Gebratenes und Gesottnes auf.

Nach Tische gieng er mit mir und meiner Frau bey Seite, nahm eine geheimnißvolle Miene an und sagte: lieben Freunde! der liebe Gott hat sich eurer erbarmet, und mich hergeschickt, euch zu retten. Ihr sollt einen Schatz heben, das versprech ich euch, und sollt damit nicht nur aus allen euern Sorgen gerissen werden, sondern auch euer gutes Auskommen haben — aber — versprecht mir auch, daß ihr mir in allen Stücken folgen wollt. Herzlich gerne! sagten wir beyde, und druckten ihm die Hand.

Das ist ganz gut, fuhr er fort, daß ihr mir dieß versprechet, aber — wie stehts mit dem halten? Es ist schwer! sehr schwer, zu der Glückseligkeit zu kommen, Schätze heben zu können. Es gehört eine lange Vorbereitung dazu — habt ihr hierzu Courage genug?

Ich habe sie, sagte ich, ich auch, sagte meine Frau.

Nun, sagte er, so wollen wir denn in Gottes Namen das wichtige Werk anfangen. Wo ist euer Schlafzimmer? Da wir ihn hinein führten, forderte er eine Kohle, murmelte etwas, und schrieb mit großen Buchstaben über die Thür:

ORA ET LABORA.

Das

Das ist der Anfang, sagte er. Nun, lieben Leute, wißt ihr, was ihr zu thun habt? Alle Morgen müßt ihr vor Sonnenaufgang aufstehen, nicht nur ihr, sondern alles, was im Hause und über sechs Jahre alt ist. Dann müßt ihr in Gottes Namen an den Brunnen gehen, Hände, Gesichte und Hals recht reine waschen, hierauf muß der Mann seine Familie hierher führen, ihr diese Worte vorlesen und verdeutschen; sie heißen: **Bete und arbeite.** Dann singt ihr einen guten Vers, und jedes nimmt ein nützliches Geschäfte vor, so daß, wenn die Sonne aufgeht, und der Thau fällt, alles schon an der Arbeit ist. Die ersten Sonnenstrahlen und den Morgenthau müssen wir einsammeln, sonst ist Hopfen und Malz verlohren. Mehr sage ich nicht. Künftigen Sonntag komme ich aber wieder, und, wenn ich sehe, daß ihr alles gethan habt, was ich euch itzo vorschreibe, sollt ihr mehr erfahren.

Mit diesen Worten verließ er uns.

Den nächsten Sonntag war er mit Sonnenaufgang da, und fragte, was für Geschäfte wir, die Woche hindurch, bey Sonnenaufgang, getrieben hätten? Da zeigten wir sie ihm. Meine Frau und meine älteste Tochter hatten eine ziemliche Parthie Garn gesponnen, und ich und meine beyden ältesten Söhne, wir hatten das Unkraut aus dem Kohlacker gehackt.

Das gefiel ihm. Hierauf wurde Kaffee aufgetragen, er schüttelte aber den Kopf und sagte: um des Himmels willen, was soll hier der Kaffee? derglei-

chen

chen Getränke darf man schlechterdings nicht genießen, wenn man mit dem Schatzgraben umgeht. Da es nun bey uns schon lange gebräuchlich war, daß wir alle Morgen einen Kessel voll Kaffee und einen Topf voll Eyermilch genossen: so machten wir alle große Augen, daß wir unserm liebsten Getränke entsagen sollten. Wir schwiegen und sahen ihn bedenklich an.

Da nahm er trotzig seinen Stock, wollte fortgehen und sagte: das habe ich wohl geglaubt, daß ihr nicht Muth genug haben würdet, alles zu thun, was ich von euch verlange. Wenn ihr euch itzo schon zurück zieht, was will es künftig werden? Es werden noch härtere Pünktchen kommen, viel härtere, das glaubt mir. Wenn das Schatzheben so leichte wäre, so würde es jeder Narre thun. Kurz und gut! eins von beyden müßt ihr fahren lassen, den Schatz oder den Kaffee! Wenn ihr den Schatz erst habt, dann ists euch unverwehrt, bisweilen zu eurer Erquickung dieses Getränke zu genießen. Wozu entschließt ihr euch? Eins! Zwey! Drey! Den Kaffee wollen wir lassen, riefen wir beyde zugleich, und die Frau nahm schon Kaffee und Milch, und wollte es abtragen.

Wohin damit? fragte das Männchen. Den Schweinen will ich es geben, sagte die Frau.

Weil er einmal gemacht ist, fuhr das Männchen fort, so laßt uns ihn trinken! aber es muß der letzte seyn, bis der Schatz gehoben ist. Und — damit ich auch sehe, daß es der letzte ist, so muß in dieser Wo-

che Kaffee- und Milchkanne, Zuckerdose und Schaalen, alles verkauft seyn, und das Geld, das daraus gelöset wird, mir vorgezeigt werden. Merkt es wohl!

Es wurde nun in die Kirche geläutet, meine Frau und ich zogen ihre besten Kleider an, und besuchten, mit dem räthselhaften Männchen, die Kirche. Hernach aßen wir, was der liebe Gott bescheeret hatte, und da dieß geschehen war, winkte uns das Männchen, und wir mußten mit ihm in unser Schlafzimmer gehen. Da zeigte es uns die Worte, die es über die Thüre geschrieben hatte, jedes von uns mußte sie lesen, und auf Deutsch hersagen.

Sobald als dieß geschehen war, schlug es mich auf die Achsel und sagte: lieber Freund! wir haben wenig Zeit zu verliehren, weil wir noch ein großes Stück Arbeit vor uns haben. Heute wollen wir ausgehen und suchen, ob wir nicht einen Platz finden können, wo ein Schatz steht. Ich nehme den Stock mit und halte ihn etwas in die Höhe — sobald wir nun auf ein Fleck kommen, wo ein Schatz steht, so schlägt der Stock nieder — denkt an mich! Aber kein Wort darf dabey geredet werden.

Wir giengen darauf in den Keller — er hielt den Stock in die Höhe — und er schlug nicht an — aus dem Keller in die Scheuer, und er schlug nicht an, von da in die Ställe, dann in den Garten, auf die Wiese, auf die Aecker, kein Stock wollte anschlagen.

Der Schatzgräber wurde ängstlich, lief nach dem Wasser, wusch den Stock recht rein ab, versuchte es noch einmal, aber — es wollte nichts helfen.

Da stund er tiefsinnig stille, sahe gen Himmel, auf die Erde, rund um sich herum, endlich besahe er uns von oben an bis unten hinaus. Aha! rief er, nun habe ich es heraus, warum mein Stock nicht anschlagen will. Du Mann hast silberne Knöpfe am Brustlatze, und du Frau, eine seidene, mit Tressen besetzte, Mütze, Dukaten und Gulden um den Hals, und ein seidnes Halstuch. Wie ists da möglich, daß mein Stock anschlagen kann? Wer Schätze heben will, darf weder seidenen, noch goldenen, noch silbernen Schmuck im Hause haben. Das muß alles reine weg. Zum Schatzheben ist Demuth nöthig, den Demüthigen nur wiederfährt Gnade. Aber ich sehe wohl, ihr habt hierzu keine Ohren. Drum ist das Beste, ich ziehe meiner Straße, der Schatz ist euch doch nicht bescheert — lebt wohl!

Um Gottes Willen, rief ich, verlasse er uns nicht, lieber, guter Mann! wir wollen ja herzlich gern alles thun, was er von uns verlangt!

Wirklich? sagte er. Nun wohlan! so verkauft alles Silber, Gold und Seide, was ihr bisher an euch getragen habt, legt das Geld zu dem, das ihr aus euern Kaffeezeuge löst, und die Dukaten und Gulden, die ihr am Halse habt, auch! Nach vierzehn Tagen komme ich wieder, und sehe nach, ob al-

les

les geschehen ist. Ists geschehen — gut, so sprechen wir weiter von der Sache. Ists nicht, so sind wir geschiedene Leute.

Mit diesen Worten verließ er uns, und ich gieng mit meiner Frau nach Hause.

Da wir ein Fleck gegangen waren, merkte ich, daß meine Frau weinte. Was fehlt dir? fragte ich.

Ach! antwortete sie, ich wollte, daß du mit deinem Schatzgräber wärest, wo der Pfeffer wächst! Mein Lebelang habe ich es gehört, die Schatzgräber wären Betrüger. Und der infame Kerl ists auch, dabey bleibe ich! denk du an mich, er führt uns bey der Nase herum. Da will er, wir sollen das Kaffeezeug, unser Gold, Silber und Seide verkaufen, und das Geld zusammen legen. Ist das geschehen, so wird er verlangen, daß wir Acker, Garten, Haus, Schaafe, Kühe und Pferde verkaufen, und das Geld, das daraus gelöset wird, auch zu dem vorigen legen sollen. Wenn wir nun alles gethan, alles verkauft, alles zusammen gelegt haben, so spricht der Spitzbube, ihr müßt mir euer gesammeltes Geld geben, wenn ich den Schatz heben soll, begaukelt uns, nimmt das Geld und geht damit zum Henker. Und kurz und gut (hier wurde sie ein Bischen heftig)! ich thue es nicht, und wenn du dich auf den Kopf stelltest, ich thue es nicht. Was? meine seidenen, goldenen Hauben, meinen Halsschmuck, meine seidenen Halstücher sollte ich verkaufen? und das Geld dafür sollte ich so einem

Landstreicher geben? daraus wird nichts! es wird nichts daraus! das sage ich dir.

Mach was du willst, antwortete ich, wenn du aber deinem Kopfe folgst, so bekommen wir den Schatz nicht.

Ei, antwortete sie, was Schatz, was Schatz, wir haben so lange ohne Schatz gelebt, und werden noch ferner ohne Schatz leben.

Nun hatte ich von unserm Herrn Pfarrer schon längst den Rath bekommen, man dürfe einer Frau, wenn sie im Zorne wäre, nicht widersprechen, dieß fiel mir noch gerade zur rechten Zeit ein, sonst hätte ein großes Unglück entstehen können.

Da ich mich so ein Bischen bedacht, und sie wohl eine Viertelstunde getobt hatte, sagte ich: du hast Recht, liebe Frau, ich will dir folgen. Da war es denn gut, und der Zank hatte ein Ende.

Des Nachts konnte ich kein Auge zu thun, weil mir die Schatzgräbergeschichte immer im Kopfe herum gieng. Meine Frau schien mir nicht ganz Unrecht zu haben, und auf den Schatzgräber wurde ich mißtrauisch. Auf der andern Seite ärgerte es mich aber doch nicht wenig, daß ich die Hoffnung, mich aus allen meinen Sorgen zu retten, sogleich aufgeben sollte. Ich warf mich also im Bette hin und her, und gegen Morgen erst fiel es mir ein, was ich zu thun hatte.

Ich ließ nun drey Tage hingehen, ohne mit einem Worte wieder an das Schatzgraben zu denken.

Den

Den vierten Tag bekam ich eine Citation ins Amt, daß ich die Interessen von einem gewissen Capitale abtragen sollte, und ich hatte doch kein Geld im Hause. Da entstund nun wieder ein gewaltiges Klagen und Schreyen.

Diese Gelegenheit machte ich mir zu Nutze, und sagte zu meiner Frau: sieh, wenn wir einen Schatz fänden, so hätten wir alle diesen Verdruß nicht. Da gab es einen neuen Wortwechsel, der am Ende dahinaus lief, daß wir uns vornahmen, wir wollten die Sachen zwar verkaufen, das daraus gelöste Geld aber dem Schatzgräber schlechterdings nicht in die Hände geben. Das geschah nun. Binnen vierzehn Tagen war alles verkauft, was dem Manne anstößig gewesen war, und wir lösten daraus funfzig Thaler und zwölf Groschen.

Wir zeigten ihm das Geld, da er uns wieder besuchte, er rührte es aber mit keinem Finger an, sondern befahl, daß wir es wohl verschließen sollten.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.
Fortsetzung der erbaulichen Historie.

Itzo, dachten wir, würde der Schatz gefunden werden. Daran war aber nicht zu gedenken. Er führte uns wieder in unsere Schlafkammer, erklärte uns das

ora et labora, hernach warf er die Augen auf unser Bette, sahe es starr an und sagte kein Wort. Was giebts denn? fragte ich ihn.

Ach, war seine Antwort, da stoße ich auf einen neuen Umstand, der meine Arbeiten aufhalten wird. Ihr Leute schlaft ja auf Federbetten. Dadurch entkräftet ihr euch, und zum Schatzgraben werden robuste Leute erfordert. Wenn ihr den Schatz heben wollt, so muß das alles anders werden. Die Unterbetten müssen ganz weg, und dafür Strohsäcke eingelegt werden. Aus so einer Bettdecke, wie ihr hier habt, müßt ihr drey Viertheile der Federn heraus nehmen. Alles, was ihr davon entübrigt, müßt ihr verkaufen, und das daraus gelöste Geld zu dem vorigen legen, anders kann ich euch nicht helfen. Nach vierzehn Tagen komme ich wieder, wenn ihr meinen Willen nicht gethan habt, so scheide ich von der Sache. Und nun gieng er trotzig fort.

Meine Frau schlich in diese Ecke, ich in eine andere, keines trauete mit dem andern ein Wort zu sprechen. Endlich aber entschlossen wir uns doch, dem Manne zu folgen, verkauften die übrigen Betten, lösten daraus sechszehn Thaler, und gewöhneten uns nach etlichen Tagen so an die Strohsäcke, daß wir darauf so sanft, wie auf Federbetten, schliefen.

Da wir nun dem Manne, als er uns wieder besuchte, dieß erzählten, schüttelte er uns treuherzig die Hände und sagte: nun seyd gutes Muths, ich merke,

daß

daß euch der Schatz bescheert ist. Darauf fieng er an, uns viel davon zu erzählen, wie glücklich der Mensch leben könne, welcher der Erde ihre Schätze abzugewinnen verstünde, daß er keine Nahrungssorgen habe, und auch der strengsten Obrigkeit die Spitze zu bieten im Stande sey. Da er uns nun das Maul recht wäßrig gemacht hatte, sagte er lächelnd: einige Fragen müßt ihr mir noch beantworten, lieben Leute, aber ganz aufrichtig. Habt ihr Schulden?

Ach leider! war meine Antwort. Da mußte ich sie ihm berechnen. Funfzig Thaler hatte die Herrschaft und 200 Thaler zwey reiche Bürger in der Stadt an mir zu fordern.

Gut, sagte der Schatzgräber, die Schulden müssen erst weg! Wer Schätze heben will, muß schuldenfrey seyn.

Wovon, fuhr ich auf, wovon soll ich die Schulden bezahlen?

Dazu, sagte er, soll schon Rath werden. Die Herrschaft zu bezahlen, dazu habt ihr Geld genug in eurer Sparbüchse. Diese Schuld muß nothwendig in dieser Woche abgetragen werden. Zur Tilgung der übrigen wollen wir auch schon Mittel finden. Itzo wollen wir ein Bischen ins Freye gehen.

Wir giengen auf das Feld, ich mußte ihm alle meine Aecker zeigen, und, da wir zu etlichen kamen, die eine halbe Stunde weit von meinem Hause lagen, faßte er mich bey dem Kinne und sagte: Freund! diese

Aecker mußt du verkaufen, und davon deine Schulden bezahlen. Sie sind dir nichts nütze. Mit dem Hin- und Hergehen verderbst du viele Zeit, entziehst deinen übrigen Aeckern die nöthige Düngung, mußt davon viele Abgaben an die Obrigkeit entrichten, und sie tragen dir doch kaum halb so viel ein, als andere, die dir nahe liegen. Ich wollte noch eines und das andere einwenden, er gieng aber fort und sagte: wenn du nicht schuldenfrey bist, kann ich dir auch nicht helfen.

Meine Frau fieng wieder an zu knurren, ich gieng aber fort, stellte mich, als wenn ich es nicht hörte, und überlegte im Stillen, was ich wohl zu thun hätte. Ich mochte es aber überlegen, wie ich wollte, so sahe ich ein, daß der Mann Recht, und ich von den entfernten Aeckern mehr Schaden als Nutzen hatte. Des Abends ließ ich meine Frau zu Bette gehen, blieb bis um zwölf Uhr auf und rechnete. Da fand ich nun bald, daß ich von diesen Aeckern nicht so viel gewann, als ich davon an die Herrschaft Abgaben, und an die Schuldherren Interesse zahlen mußte. Wenn ich nun noch dazu nahm, daß die Länderey, die mir nahe lag, ungleich mehr eintragen müßte, wenn ich die Zeit und die Düngung drauf wendete, die mir bisher das entlegene Land gekostet hatte, so war es ganz klar, daß ich durch den Verkauf gewinnen würde.

So bald als der Tag grauete, und ich, wie gewöhnlich, mit meiner Familie aufstund, faßte ich meine Frau bey der Hand, und wollte — aber ehe ich

spre-

sprechen konnte, stieß sie meine Hand von sich und weinte.

Da ist, dachte ich, nichts zu thun. Ich verließ sie also, und gieng an meine Geschäfte. Den Nachmittag schlich ich mich aber doch zu meinen Schuldherren, und bat sie, mir zu erlauben, daß ich die Aecker, die ihnen verpfändet waren, unter der Bedingung verkaufen dürfe, daß das Geld, daß ich daraus lösete, an sie bezahlt würde. Sie erlaubten mir es.

Den nächsten Sonntag ließ ich es nicht nur vor unserer, sondern auch vor den Kirchen der benachbarten Dörfer bekannt machen, daß ich meine Länderey an den Meistbiethenden verkaufen wollte, und daß die Kauflustigen sich den folgenden Sonntag in meiner Wohnung einfinden sollten. Unter der Zeit fand ich Gelegenheit, meine Frau dahin zu bringen, daß sie zum Verkaufe ihre Einwilligung gab.

Der Verkauf gieng vor sich, und so glücklich, daß ich aus den entfernten Aeckern 276 Thaler lösete. Davon bezahlte ich meine Schulden und Interessen, und behielt noch eine hübsche Summe übrig.

Nun erwartete ich sehnlich den Tag, da der Schatzgräber kommen würde, aber — er kam nicht. Nach einem Vierteljahr erst, da ich alle Hoffnung, ihn wieder zu sehen, aufgegeben hatte, sahe ich ihn an der Kirchhofsmauer hergeschlichen kommen. Ich lief ihm entgegen, und die erste Frage, die er an mich that, war — ist der Acker verkauft?

Verkauft! antwortete ich, und alle Schulden bezahlt.

Bravo! sagte er, druckte mir die Hand und gieng in mein Haus. Nun, fuhr er fort, nun wird alles gut gehen. Nächstens haben wir den Schatz. Eine Frage habe ich noch an euch zu thun, das ist aber die letzte. Habt ihr einen Proceß?

Ich kratzte mich hinter den Ohren.

Da ists also auch nicht richtig, sagte er. Mit wem habt ihr Proceß? und worüber?

Da erzählte ich ihm, daß mich mein Nachbar darüber in Klage genommen hätte, daß die Jauche von meinem Miste in seinen Brunnen liefe, und ihn unschmackbar mache.

Er sah etliche Minuten zum Fenster hinaus, dann drehete er sich um und sagte heftig — der Proceß muß weg — heute noch weg, sonst können wir keine Hand an das Werk legen. Habt ihr denn nicht in der Bibel gelesen: selig sind die Friedfertigen?

Darauf nahm er mich bey der Hand, führte mich in den Hof, und ließ sich von mir mein Mistloch, und des Nachbars Brunnen zeigen. Dann fragte er mich: wie viel hat dich der Proceß wohl gekostet? Mehr als funfzig Thaler, war meine Antwort.

Da stampfte er mit dem Fuße auf die Erde, drückte den Hut in die Augen und sagte: hundert Thaler wird dich der Proceß noch kosten. Und wenn du die hundert Thaler noch daran gewendet hast, so

mußt

mußt du doch, wenn anders noch Recht im Lande ist, dein Mistloch wegschaffen. Es ist ja augenscheinlich, daß dadurch deines Nachbars Brunnen verderbt wird. Ists nun nicht vernünftiger, wenn du etwa zehn Thaler anwendest, dein Mistloch an die andere Seite des Hofes bringen, die Jauche an das Ende deines Gartens leiten läßt, und sie, wie Sebastian Kluge benutzest?

Ja, sagte ich, das will ich thun. Ich bin des Processes von ganzem Herzen müde. Sogleich lief er fort zum Nachbar, und kam nach einer halben Stunde mit ihm zurück.

Dieser lief auf mich zu, fiel mir um den Hals, und sagte: lieber Nachbar, nun sehe ich doch den braven Mann wieder, der ihr immer gewesen seyd; alle Fehd hat nun ein Ende!

Darauf mußte ich mit meiner ganzen Familie zu ihm gehn, er tractirte uns, ließ Musikanten kommen, und wir tanzten bis spät in die Nacht.

Das war ein vergnügter Tag, wie ich wenige in meinem Leben gehabt habe. Den folgenden Tag, bald früh, giengen wir wieder aus, um den Schatz zu suchen. Da wir auf das große Stück Land kamen, welches gerade hinter meinem Hause liegt, schlug des Schatzgräbers Stock an, worüber wir uns alle gar herzlich freueten. Ich gratulire, sagte er, ihr seyd nun gerettet, lieben Leute. Ich wollte nun sogleich Picke und Spaten holen, um den Schatz heraus zu gra-

graben; er meynte aber, dieß gienge noch nicht an, es wären dazu noch mancherley Vorbereitungen nöthig. Neunmal neun Tage müßte erst der Acker recht ordentlich bearbeitet, gedungen und von Unkraute gereiniget werden, so, daß er der beste in der ganzen Flur wäre, dann könnten wir in Gottes Namen das Graben anfangen.

Darauf gab er uns allerhand Vortheile an, wie wir den Acker verbessern könnten, ohngefähr eben so, wie es in Sebastian Klugens Lebensgeschichte *) beschrieben ist, und wirkte uns bey dem Edelmanne, der die Hut und Trift hatte, die Erlaubniß aus, daß wir alle Jahre einen halben Acker mit Spanischem Klee besäen durften, dann gieng er fort, und versprach, nach neunmal neun Tagen wieder zu kommen.

Nun waren wir alle, Weib und Kind, geschäftig, den Acker recht gut zu bearbeiten. Wir lasen die Steine ab, reinigten ihn vom Unkraute, führten gute Erde darauf und machten Graben an den Oertern, wo nasse Flecke waren.

Nach neunmal neun Tagen kam der räthselhafte Mann wieder. Nachdem er mit uns zu Mittage gegessen hatte, führte er uns wieder auf den Acker, wo der Schatz stehen sollte, maaß ihn erst der Länge, dann der Breite nach, ferner die Queere hindurch, endlich

schlug

*) Diese merkwürdige Geschichte ist in allen Buchhandlungen für 8 gute Groschen zu haben.

schlug er einen Pflock ein, schnitt drey Kreuze darauf, und sagte, gerade unter diesem Pflocke müßt ihr graben, da werdet ihr den Schatz finden. Morgen vor der Sonne Aufgang gehe, du Mann, stillschweigend heraus, wasche dir das Gesicht und Kopf, dann tritt so, daß du gerade die Morgenröthe im Gesichte hast, da wirst du finden, was du so lange gesucht hast.

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Ausgang der anmuthigen Historie.

Mein Lebtage ist mir die Zeit nicht so lang geworden, als dießmal. Ich zählte alle Stunden, bis die Sonne untergieng, hernach konnte ich wieder die Zeit nicht erwarten, bis die Morgenröthe aufgieng. Endlich zeigte sie sich, und ich schlich stillschweigend fort.

Da ich bald an den Acker kam, zitterten mir alle Glieder, indem ich nicht anders glaubte, als daß nun eine Menge Geister sich zeigen würden. Ich setzte den Spaten an, da riefs auf einmal über meinem Kopfe: Kri! Kru! Kri! Da wurde mir schwarz vor den Augen, der Spaten fiel mir aus der Hand, und ich lief queerfeld ein, was ich laufen konnte. Ich war aber nicht weit gelaufen, so hielts mich feste beym Rokke, ich konnte nicht weiter, und sank ohnmächtig zur Erde nieder.

Da

Da ich wieder zu mir selbst kam, versuchte ich es, ob ich nicht fortgehn könnte, aber es hielt mich noch feste, und ich sank wieder zur Erde nieder. Endlich, da ich in der Ferne Leute erblickte, nahm ich alle meine Kräfte zusammen, that einen Sprung, und riß mich glücklich los.

Nun sahe ich mich schüchtern um, und erblickte den Geist, der mich so fest gehalten hatte. Es war weiter nichts, als ein Dornbusch, an dem ich, mit dem Rocke, war hängen geblieben. Da sahe ich recht, was doch bey dem Menschen die Furcht thun kann. Sobald er sich vor Gespenstern fürchtet, so sieht er welche. Ich dachte der Sache weiter nach, und war der Meynung, das, was über meinem Kopfe geschrien hätte, möchte auch wohl etwas Natürliches, etwa eine Eule, oder ein anderer Nachtvogel, gewesen seyn. Nun schämte ich mich vor mir selbst, und schlich ganz stille nach Hause.

Schon etliche Schritte vor der Thür stand meine Frau, sprang mir entgegen und rief ganz leise: hast du den Schatz? ich schüttelte aber mit dem Kopfe, und legte die Hand auf den Mund. Da glaubte meine Frau, Wunder was für ein Geheimniß dahinter stecke, und unterstund sich nicht, mich weiter zu fragen.

Den Tag darauf faßte ich mir mehr Muth, gieng getrost nach dem Platze zu, grub drauf los, und kam bald auf einen breiten Stein. Vor Begierde zitterte ich, wie ein Espenlaub, ergriff die Picke, und brachte damit

damit den Stein in die Höhe, und wer war froher als ich — der Schatz zeigte sich — es war eine alte verrostete Büchse. Ich nahm sie heraus, und fand, daß sie sehr schwer war. Um kein Aufsehn unter den Leuten zu machen, knüpfte ich sie in mein Schnupftuch, hieng sie an das Grabscheid, und trug sie nach Hause. Meine Frau lief mir wieder entgegen und rief: Hast du den Schatz? ja! rief ich, hier ist der Schatz. Da sprang sie mit mir hinauf in die Stube, dann schloß sie die Thür zu und zog den Schlüssel ab.

Und nun wurde die Büchse mit Zittern und Beben aufgemacht. Itzo war der Deckel herab, und sie war ganz voll — Sand. Wir sahen einander an, ich schüttete endlich die Büchse aus, und fand auf dem Boden einen Brief an mich, darinne stand, so viel ich mich noch erinnere, folgendes:

Lieber Freund!

Du hast von mir einen Schatz verlangt. Sag wozu? deine Schulden zu bezahlen, und ein gutes Auskommen zu haben? Gut! Beydes habe ich dir verschafft. Deine Schulden sind bezahlt, und wenn du, wie bisher, mit deiner Frau und deinen Kindern ferner früh aufstehst, fleißig betest und arbeitest, deinen Acker gut in Acht nimmst, allen überflüssigen Aufwand unterläßt, und vor Processen dich hütest, so wirst du dein reichliches Auskommen haben. Das wird dir besser thun, als eine ganze Braupfanne voll Gold und Silber. Das viele Geld würde deine Kinder faul

und

und lüderlich gemacht haben, aber bey dem Schatze, der dir von mir ist zugewiesen worden, werden deine Kinder fleißig, ordentlich und folgsam werden — Denk an mich!

Ich stund wie versteinert da, endlich aber recolligirte ich mich, und sagte: der Mann hat Recht. Geld und Gut ist vergänglich, und macht den Menschen oft übermüthig und faul. Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit bleiben aber beständig, und man kann sich damit immer soviel Geld verschaffen, als man nöthig hat.

Bey diesen Gedanken bin ich nun immer geblieben, und habe mich dabey wohl befunden. Wir haben eine harte Obrigkeit, das ist wahr, aber sie hat mich nicht nieder bringen können. Wenn sie eine neue Auflage machte, so erfand ich ein neues Mittel, mir etwas zu erwerben, und wenn sie einen neuen Frohndienst einführte, so suchte ich meine Kinder dahin zu bringen, durch verdoppelten Fleiß, die Zeit wieder beyzubringen, die ihnen die Frohne raubte. Bey dieser Lebensart habe ich nichts eingebüßt, als meinen dicken Bauch, der freilich sonst besser wuchs, da ich noch commode war, und im Bette blieb, bis mich die Sonne weckte. Und ob unser Land freilich viele Fehler hat, so hat es doch den Vorzug, daß es nicht zugemauert ist. Dieß haben sich meine zwey ältesten Söhne gemerkt. Da sie das ihrige rechtschaffen gelernt hatten, so sahen sie sich nach einem Lande um, wo für

das

das Beste der Unterthanen besser gesorgt wird, als leider bey uns geschieht. Der eine setzte sich in Hannover, der andere in Altenburg. Die beyden Kinder, die ich noch bey mir habe, werden auch schwerlich auf unsern Kirchhof begraben werden.

So weit redete der Herr Pfarrer. Hernach machte er die Nutzanwendung, und sagte: Bey der Regierungsform kömmt es alles auf die Leute an, die regieren. Sind dieses kluge und rechtschaffene Personen, so mögen sie Monarchen, Aristokraten oder Demokraten seyn — es läßt sich immer gut unter ihnen leben. Sind sie aber nicht gut, so entsteht daraus, unter allen Arten der Regierung, freylich Noth. Anstatt aber, daß man darüber viel klagt, lamentirt und räsonnirt, ist es besser, daß man sich bemüht, verständiger und besser zu werden. Der liebe Gott hat jedem Menschen so viel Verstand gegeben, daß er die Beschwerlichkeiten, die ihm aufgelegt sind, sich erträglicher machen kann. Insgemein fängt er es aber ganz verkehrt an, strebt nur immer nach mehrern Häusern, Gärten und Aeckern, und vermehrt damit seine Sorgen und Abgaben. Er sollte lieber sich mehr Verstand zu verschaffen, mehr zum Fleiße, zur Ordnung und zur Sparsamkeit, sich zu gewöhnen suchen, denn das ist nicht nur mehr als Goldes werth, sondern man giebt auch keine Abgaben davon. Habt ihr wohl je von einem Lande gehört, wo man vom Verstande Accise geben müßte.

Und nun gieng der Herr Pfarrer nach Hause.

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Constant macht Anstalten zur Abreise.

Ehe ich aber gieng, nahm ich erst den Tuchmacher auf die Seite, und sprach mit ihm ein Wörtchen in Vertrauen. Ich verlasse nun, sagte ich, bald diese Stadt, wenn ich nun mein eignes Haus und mein gutes Auskommen habe, darf ich denn **Philippinchen** holen? Er wußte nicht, was er antworten sollte. Endlich sagte er: kommt Zeit, kommt Rath! Meine Tochter ist noch nicht veraltert, wenn er ihr Brod verschafft, und sie hat Neigung zu ihm, je nun, so will ich nicht dagegen seyn, wenn er sich mit ihr verbinden will.

So schieden wir von einander. Nach ein Paar Tagen gieng ich zum Herrn Major und bat ihn um meinen Abschied. Er gab mir ihn ohne Widerrede, und, worüber ich mich gewaltig freuete, gab mir auch das Geld, womit mich der Herr Statthalter losgekauft hatte. Wo wirst du nun deinen Stab hinsetzen, lieber Constant? fragte er mich. Das weiß ich, war meine Antwort, selbst noch nicht. Vors erste will ich Sachsen durchreisen.

Und warum willst du Sachsen durchreisen? Um dir eine Motion zu machen? Nicht doch, sagte ich, um mir etwas zu versuchen.

Aha, fuhr er fort, um dir etwas zu versuchen, das lasse ich gelten! aber sag mir einmal, was heist denn das eigentlich, sich etwas versuchen?

Ja, war meine Antwort, das weiß ich selbst nicht. Versuchen heißt halt, in der Welt sich umsehen.

So, so, sagte er weiter. Du willst dich also in der Welt umsehen. Aber wo nach denn? Nach dem Wahrzeichen, das jede Stadt hat? He?

Da ich nicht gleich wußte, was ich antworten sollte, so sagte er: geh nach Hause, lieber Constant, besinn dich, wonach du dich in der Welt umsehen willst, und komm morgen wieder und bring mir Antwort. Wenn ein vernünftiger Mensch reist, so muß er wissen, wohin er will, wenn er etwas thut, muß er können sagen, warum er es thue, und wenn er sich umsehen will, so muß er auch angeben können, wornach er sich umsieht. Ich gieng nach Hause, und überlegte hin und her, wornach ich mich umsehen wollte, konnte aber immer nicht recht finden, was ich dem Herrn Major antworten sollte.

Da ich nun wieder zu ihm kam, fragte er mich gleich: na! weißt du, wornach du dich in der Welt umsehen willst?

J. Nach allem, was mir vorkommt.

M. Das ist viel. Aber vielleicht kömmt dir gerade das nicht vor, was dir zu wissen am nöthigsten ist. Macht ihr Leute nicht Zeug durch einander! Da reisen so viele tausend Handwerksbursche in der Welt

herum, und wenn man sie fragen wollte, was sie bey ihren Reisen eigentlich zur Absicht hätten, so würden die wenigsten etwas Vernünftiges zu antworten wissen.

Wer bist du?

J. Ich bin ein Christenmensch und ein Kind Gottes.

M. Das will ich ja itzo nicht wissen. Wer bist du deiner Profession nach?

J. Das wissen Sie ja schon, ein Leineweber?

M. Nun so überlege doch, wenn du nun als ein Leineweber reisest, wonach mußt du dich denn da wohl umsehen?

J. Nun verstehe ich schon, wo Sie hin wollen. Ich muß mich erkundigen, wo der beste Flachs wächst? wo er am besten gesponnen und gebleicht wird? ich muß bey Meistern arbeiten, die die beste Arbeit machen, und darauf Achtung geben, daß ich ihnen ihre Vortheile ablerne.

M. Vortreflich! sieh, wenn der Mensch nur seinen Kopf braucht und nachdenkt, so grübelt er nach und nach allerley heraus, wie er seine Umstände verbessern kann. Mit dem Nachdenken ist es eine gar vortrefliche Sache. **Ein Mensch, der recht nachdenken kann, leidet selten Noth.** Eins hast du aber doch vergessen.

J. Ich wüßte nicht was.

M. Ha! ha! ha! Denk nur einmal nach! wenn du nun wüßtest, woher du die besten Garne ziehen könn-

könntest, machtest die schönste Leinewand, Damast, Zwillig, Cottonade u. d gl. ist denn nun schon alles gut?

J. Freilich wohl nicht. Ich muß nun auch sehen, wie ich meine Arbeit zu Gelde mache.

M. So! so! beynahe hätte ich geglaubt, du wolltest deinen Zwillig behalten, und ihn einpökeln. Wenn du also deine Arbeit einmal zu Gelde machen willst, wornach mußt du dich denn auf deiner Wanderung umsehen?

J. Wonach? das will ich Ihnen sagen, lieber Herr Major! nach den Ländern, wo unsere Arbeit am meisten gesucht wird.

M. Vortreflich. Du mußt aber auch dich nach allem fein genau erkundigen, und alles hübsch aufschreiben, damit du es nicht vergißt. Es hats ja kein Mensch besser, als ein Handwerksbursch! der kann die halbe Welt durchreisen, ohne daß es ihn viel kostet. Und wenn er mit Verstande reist, was kann er da nicht alles lernen! Die mehresten andern Menschen sind auf den Platz, wo sie gebohren sind, wie angekettet. Aber der Handwerksbursch, tausend, sa! sa! der kann sich ja auslesen das Land, wo er die beste Nahrung hat, wo die gesundeste Luft ist, wo man den Bürger am mehresten schätzt, kann alle Mädchen besehen und sich das rechtschaffenste auslesen! das muß ein anderer wohl bleiben lassen.

Und nun zog er an der Schelle, daß der Bediente herbey kommen mußte. Da er kam, sagte er: eine Bouteille Rheinwein und ein Butterbrod! ich will mit Constanten frühstücken.

Sobald der Wein kam, schenkte er mir ein, und brachte mir die Gesundheit zu: **es lebe der gesunde Menschenverstand!**

Da ich das Glas ausgetrunken hatte, schenkte er mir wieder ein und trank: alle rechtschaffne Leute!

Nun stund ich auf und machte mich reisefertig. Bey dem Abschiede druckte ich dem Herrn Major recht herzlich die Hand und sagte: Herr Major! was Sie an mir gethan haben, das kann ich Ihnen in meinem Leben nicht vergelten. Aber es lebt ein Gott, Herr Major, es lebt ein Gott, der ins Verborgene sieht (hier mußte ich weinen), der wird ihr Vergelter seyn! denken sie an mich — wenns Ihnen einmal wohlgeht — wenn Sie aus Trübsalen erlöset werden, so denken Sie nur, daß Sie das an mir verdient haben. So lange meine Augen offen stehen —

Schon gut! schon gut! sagte er. Wenn du ein braver Mann wirst, so ist alles vergolten. Kann es eine bessere Vergeltung geben, als die, zu wissen, daß man einem ehrlichen Manne geholfen hat? Das ist meine Glückseligkeit, die ich hier auf der Welt geniesse. Mein Stand, mein Titel, meine gute Einnahme, mein gutes Essen und Trinken, so wahr Gott lebt, das macht mich nicht glückselig. Das ist aber meine

meine Freude, wenn ich mich erinnere, daß hier und da Menschen leben, denen ich nützlich gewesen bin. Denk daran, wenn du einmal auch Major wirst!

J. Major? Sie spasen. Dafür wird mich der liebe Gott wohl behüten.

M. Na, na, wirf es nur nicht so weit weg. Wenn du immer als ein braver Kerl handelst, so wirst du doch auch einmal Major, zwar nicht unter den Soldaten, aber doch über deine Frau, deine Kinder, deine Lehrlinge, deine Gesellen, deine Spinnerinnen, deine Nachbaren —

J. Das gebe Gott! und wenn mich der liebe Gott einmal segnet —

M. Das wird er gewiß thun! Machs nur immer so, daß er dich segnen kann. Dem Nachdenkenden, Fleißigen, Rechtschaffnen folgt Gottes Seegen auf dem Fuße nach.

Mit diesen Worten wendete er sich nach dem Fenster zu, und ich schlich mich zur Thür hinaus, und gieng gedankenvoll über die Straße hin.

Gar weit war ich aber nicht gegangen, so hörte ich hinter mir rufen: He! he! Da ich mich umkehrte, sahe ich, daß mir der Herr Major zum Fensten heraus winkte. Was hatte ich zu thun? ich lief wieder auf seine Stube.

A propos, sagte er, da ich zu ihm kam, vorhin sagtest du, du wärest ein Christenmensch und ein Kind

Gottes. Ich muß dich doch etwas weiter examiniren: was muß denn ein Christenmensch thun?

J. Er muß Recht thun, und Unrecht lassen.

M. Schön! Aber gegen wen muß er denn Recht thun und Unrecht lassen?

J. Gegen seinen Nächsten!

M. Und wer ist denn sein Nächster?

J. Alle Menschen.

M. So gehe denn hin und thue desgleichen! Handle rechtschaffen gegen jeden, er mag dein Landsmann oder ein Fremder, ein Deutscher oder ein Franzose, ein Christ, Jude oder Türke seyn! weißt du denn auch, was dir dieß helfen wird?

J. O ja! alle Leute werden mich lieb haben, und gern bey mir arbeiten lassen.

M. Hum! hum! Von allen Leuten will ich dieß eben nicht sagen, der rechtschaffenste Mann hat auch oft seine Feinde. Aber an Nahrung fehlt es dem rechtschaffnen Mann niemals, wenn er, nota bene, seine Sache gut versteht. Und hernach wirds einem hier (indem er auf das Herz zeigte, unter dem Brusttuche so wohl. Man darf sich keine Vorwürfe machen, ist immer mit sich eins, braucht keinen Menschen zu scheuen, und kann in trüben Stunden freudig nach dem Himmel zu sehen. Unter den vielen Menschen aber, die auf der Erde leben, wer ist dir denn der Allernächste?

Wenn

J. Wenn ich meine aufrichtige Meynung sagen soll — Sie, Herr Major!

M. Ha! ha! ha! Närrchen, warum denn ich?

J. Weil mir kein Mensch so viel Gutes gethan hat, als Sie.

M. Hast's vielleicht vergessen, was andere an dir gethan haben. Wer ist dir denn noch näher?

J. Vielleicht meine lieben Eltern?

M. Ei das wollte ich meynen. Wenn dein Vater dich nicht erzeuget, und deine Mutter dich nicht gebohren hätte, und beyde dich nicht erzogen hätten, so hätte ich ja auch dir nichts Gutes thun können. Wer ist dir denn aber der Allernächste?

J. Da weiß ich doch wirklich nicht — doch ja, itzt fällt es mir ein, in meiner Grammatge stund: proximus sum egomet mihi. Das heißt, wie mein Herr Rektor sagte, **ich bin mir selbst der Nächste.**

M. Das glaube ich denn auch. Jeder Mensch ist sich selbst der nächste. Die Liebe fängt an sich selbst an. Deswegen sagt auch unser Heyland: **du sollst deinen Nächsten lieben** — wie?

J. Dich selbst.

M. Ganz recht! Wer es mit sich selbst nicht gut meynt, der meynt es, er mag mir auch sagen, was er will, und von Religion, Glaube, Liebe, Frömmigkeit, vorplappern, was er will, der meynt es auch mit andern nicht gut. Wenn du deines Nachbars Haus ansteckst, bist du denn da ein Christenmensch?

J. Das

J. Das thut ja kein rechtschaffener Türke.

M. Das thut er freilich nicht, und also noch weniger ein Christenmensch. Bist du denn aber ein Christenmensch, wenn du dein eignes Haus ansteckst?

J. Auch nicht.

M. Und doch giebts so viele hunderttausend Menschen, die ihre eignen Häuser anstecken.

J. Das sollte ich kaum glauben.

M. Kannst dich drauf verlassen. Du selbst wirst dergleichen Leute genug gekannt haben, wenn du mich nur recht verstehst, was für Häuser ich meyne. Sieh das Haus, in dem wir beyde itzo sind, wenn das angesteckt wird, so ists zwar ein großer Schade, aber für Geld kann man doch wieder ein anderes bauen. Es hat aber jeder Mensch ein Haus, wenn das einmal zerstört ist, so kann mans für aller Welt Reichthümer nicht wieder herstellen. Verstehst du nun wohl, wovon ich rede?

J. Ich wollte es doch wohl errathen. Ists nicht wahr, der Körper?

M. Ganz recht! Der Körper ist das Haus, in dem ich wohne. Fallen dir nun nicht Leute bey, die ihren Körper, zwar nicht mit Feuer verbrennt, aber doch zerstört haben?

Solche Leute, antwortete ich, habe ich leider genug gekannt, die ihren Körper ruinirt haben, durch vieles Fressen und Saufen.

M. Ja wohl! Die Pflanze verdirbt ja, wenn sie zu stark gedungen oder begossen wird. So ists auch

mit

mit dem Menschen, wenn er zu viele Speise genießt, oder zu viel Getränke in sich gießt. Das ist aber noch nicht alles. Es giebt noch ein Pünktchen, dadurch werden gar viele Leute unglücklich, werden ungesund, verdorren, wie die Kienstöcke, und wissen immer nicht, woher es komme.

Höre, Constant! wenn ich einmal einen Menschen rette, so rette ich ihn ganz. Das ist meine Art so. Und wenn du noch so klug und ehrlich und arbeitsam bist, und ist mit dir in diesem Pünktchen nicht richtig, so hilft dir alles nichts — du bist ein elender Mensch und bleibst ein elender Mensch. Da hast du ein Buch! behalte es mir zum Andenken, und lies fleißig darinne, damit ich dich ganz rette.

Ich nahm es an, dankte nochmals und gieng fort.

Als ich nach Hause kam, machte ich das Buch auf. Es hieß: über die heimlichen Sünden der Jugend, von C. G. Salzmann. In demselben stunden erschreckliche Geschichten von Leuten, die ohne ihr Wissen, Mörder an ihrem eignen Leibe geworden waren. Ich habe dieß Buch auf meinen Reisen immer bey mir geführt, und den Handwerksburschen, mit welchen ich zusammen kam, zu lesen gegeben. Da habe ich manchen Gottes Lohn verdient, und mancher sagte mir, hundert Thaler wollte ich schuldig seyn, wenn ich sechs oder acht Jahr eher gewußt hätte, was in diesem Buche steht!

Neun

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Constant nimmt Abschied und reist von Erfurt ab.

Des Abends gieng ich noch einmal zu meinem Herrn Gevatter und nahm Abschied von ihm, und auch von Philippinchen. Da ich fortgieng, druckte ich ihr die Hand und sagte: wird sie denn bisweilen noch an mich denken? Sie wurde roth und sagte: warum denn das nicht? Da sperrte ich das Maul auf, und wollte noch etwas sagen. Aber das Wort erstarb mir auf der Zunge, und ich konnte nichts weiter hervorbringen, als adjö! adjö!

Und nun lief ich fort, und es klang mir immer vor den Ohren: warum denn das nicht?

Was doch der Mensch für eine sonderbare Figur spielt, wenn er verliebt ist! nichts sieht er, nichts hört er, an nichts denkt er, als an das, was er liebt. Unterdessen habe ich immer gedacht, der liebe Gott will es so haben, daß wir uns verlieben sollen. Denn, wenn wir uns nicht verliebten, so heyratheten wir auch nicht. Und wenn wir heyrathen, ohne uns zu verlieben, so thuts kein gut. Denn in dem lieben Ehestand giebt es so viele Sorge, Mühe und Verdruß, daß es der Mensch gewiß nicht aushalten könnte, wenn ihm dieß alles nicht erleichtert würde durch — die Liebe. Wenn sich das junge Mannsvolk nur nicht eher verliebte, bis

ihm

Seite 172

ihm der Bart gewachsen ist, bis es im Stande wäre, eine Frau zu ernähren, und liebte immer mit Vernunft, so würde alles gut gehen. So aber machen sich eine Menge Leute durch die Liebe unglücklich.

Was mich anbetrifft, so war ich sehr verliebt. Das gieng so weit, daß ich den folgenden Tag zur Stadt hinaus gieng, ohne eigentlich zu wissen, wohin?

Ehe ich mich versahe, stund ich im Brühler Thore. Wie, in aller Welt, dachte ich, bist du denn in das Brühler Thor gekommen? du wolltest ja nach Chursachsen gehen! Und zum Brühler Thore hinaus kommst du ja im Leben nicht dahin.

Ich fand aber gar bald den Grund und die Ursache davon. In einer gewissen Straße, die ich nicht nennen mag, wohnte Philippinchen. Da mir nun dazumal Philippinchen mehr am Herzen lag, als Chursachsen, und alle Churfürstenthümer, so war ich in Gedanken, statt nach Chursachsen zu gehen, gerade nach Philippinchens Hause zu gegangen.

Da ich nun einmal im Brühlerthore war, so gieng ich gerade aus und kam ins Bornthal. Da erstieg ich eine Anhöhe, von der ich die ganze Stadt übersehen konnte, setzte mich nieder und seufzte: Ach!

Denn itzo kam mir mein ganzer Lebenslauf wieder in die Gedanken. Was warest du, dachte ich bey mir selbst, für ein elender Mensch, da du nach Erfurt kamst, und wie glücklich bist du itzo! und wie glücklich kannst du vielleicht noch werden, wenn du

dein

dein Philippinchen bekommst! und was ist die Ursache von diesem ganzen Glück? mein Unglück. Wäre es mir nicht so unerträglich schlimm gegangen, so wäre ich nicht nach Erfurt gekommen, wäre dem Herrn Major nicht bekannt geworden, und hätte alle das Gute nicht gelernt, was er mir gesagt hat.

Vierzigstes Kapitel.

Constant macht eine neue Bekanntschaft.

Da ich so darüber nachdachte, kam ein junger, schöner, Mann die Anhöhe herauf, bot mir, als ich ihm in die Augen fiel, einen freundlichen guten Morgen, und fragte, was ich hier machte?

Da denke ich, war meine Antwort, über meine Lebensgeschichte nach.

Das ist gut, sagte er; es ist für den Menschen, in der ganzen Welt, keine Geschichte so wichtig, als die Geschichte seines eignen Lebens. Darf ich von seiner Geschichte nicht auch etwas wissen? Da er das gesagt hatte, setzte er sich bey mir nieder, und faßte treuherzig meine Hand.

Ich erzählte ihm aufrichtig alles, was ich wußte, und er hörte sehr aufmerksam zu. Da ich auf den Punkt kam, daß ich aus dem Kopfe hätte müssen rechnen lernen, fragte er mich etwas heftig: aus dem

Kopfe?

Kopfe? das ist schön. Aber, wie wurde denn das gelehret?

Ich erklärte es ihm folgendermaaßen. Erst mußte ich lernen addiren, z. E. mit 2. 2 und 2 macht 4 und 2 macht 6 u. s. w. denn mit 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9. Hierauf mußte ich mit diesen Zahlen subtrahiren. Da ich das begriffen hatte, sagte mein Lehrmeister: kannst du dir ein Thier recht lebhaft vorstellen, z. E. einen Hund? Da ich das versicherte, sagte er, schneid ihm nun ein Gliedmaaß nach dem andern ab: das rechte Ohr! das linke Ohr! den Schwanz! den linken Vorderfuß u. s. w. Da ich ihm in Gedanken alles abgeschnitten hatte, fragte er mich: was stellst du dir noch vor? denn bloßen Rumpf war meine Antwort. Sieh! sagte er, sowohl es möglich ist, daß man sich ein Thier mit seinen Gliedmaaßen vorstellen kann, eben sowohl muß man sich eine Zahl mit ihren Theilen vorstellen können. Wir wollen einen Versuch machen. Stell dir vor 9. Setz dazu eine 0, wie viel ists nun? setz dazu noch eine 1. Wie viel ists nun? Da es vorbey war, mußte ich wieder eine Zahl nach der andern davon wegnehmen. Den folgenden Tag mußte ich lernen vier Zahlen neben einander mir vorstellen. So gieng es fort bis auf acht Zahlen, weiter konnte ich es aber nicht bringen.

Da mein Lehrer sahe, daß es nicht weiter gehen wollte, war er zufrieden, und sagte: sich eine größere Zahl zu denken, ist auch eben nicht nöthig. Das Rechnen

nen aus dem Kopfe gehört für das gemeine Leben, und da kommen gar zu große Zahlen eben nicht vor.

Er gieng nun weiter und ließ mich multipliciren, auf folgende Art. Erst mit 2. 2 mal 2 macht 4, 2 mal 4 macht 8, 2 mal 8, 16 u. s. w., bis ich eine Zahl bekam, die aus 8 Zahlen bestund. Da mußte ich sie wieder mit 2 dividiren. Sobald ich hierinn recht fest war, gieng es an die 3, an die 4 u. s. w. bis an 9.

Als wir damit fertig waren, fieng er eine andere Uebung an. Wie viel hat ein Groschen Pfennige? wie viel 2 Groschen? wie viel 3 Groschen? und so weiter. Dann fragte er mich eben so mit den Thalern, wie viel diese Groschen, mit den Pfunden, wie viel diese Loth, mit den Centnern, wie viel diese Pfund? mit den Rießen Papier, wie viel diese Buch hätten? So gieng er eine Menge von Gemäsen, Gewichten und Münzsorten mit mir durch. Auf diese Art kam ich gewaltig weit. Wenn ich von 6 bis 800 Pfennigen, Groschen, Lothen u. s. w. hörte, so wußte ich auch schon, wie viel es Groschen, Thaler oder Pfunde wären. Da ich das einmal begriffen hatte, war mir das Rechnen Spielwerk.

Wollen einmal sehen, sagte der Reisende; Sechs Personen legen zusammen einen Thaler in die Lotterie. Einer giebt 8 Groschen, der andere 6 Gr., der dritte 4 Gr., der vierte 2 Gr., der fünfte 2 Gr. 8 Pfenn. der sechste 1 Gr. 4 Pf. Damit gewinnen sie zusammen

men 1000 Rthlr. Wieviel bekommt jeder von dem Gewinnste auf seinen Antheil?

Das ist ja Spaß, war meine Antwort. Es gewinnt jeder 1000mal so viel, als er eingelegt hat. Der sechste bekommt 1000 Batzen, nun gehen 18 Batzen auf einen Thaler, folglich bekommt er den achtzehnten Theil von 1000 Rthlr. Das macht 55 Rthlr. und 10 Batzen. Der dritte bekommt noch einmal so viel, folglich 111 Rthl. und 2 Batzen, und so rechnete ich ihm das ganze Exempel aus. Er war damit zufrieden, fragte aber, wie ich so geschwinde 1000 mit 18 hätte dividiren können?

Das kann ich, war meine Antwort, auf eine doppelte Art. Entweder ich dividire mit 9, und dividire, was heraus kommt, wieder mit 2, oder ich rechne so: 2 mal 18 ist 36, 2 mal 36 ist 72, noch einmal 18 ist 90, folglich ist 18 in 100, 5 mal, und 10 bleibt übrig, die 10 nehme ich zur folgenden Null, so bekomme ich wieder 100, womit ich auf eben diese Art verfahre.

Der Reisende war damit zufrieden und bat mich, ihm meine Lebensbeschreibung weiter zu erzählen. Als ich damit fertig war, druckte er mir die Hand und sagte: ja, lieber Freund, ich freue mich sehr, daß ich in ihm einen Mann gefunden habe, der über seine Lebensgeschichte nachdenkt. Wollte Gott, alle Leute thäten es, so würden sie weit verständiger, und mit ihrem Zustande weit zufriedner, werden. Denn das

findet doch jeder Mensch in seinem Leben, daß alle seine Schicksale genau zusammen hängen, und durch einen guten Vater regiert werden. Oft wünschten wir etwas sehnlich, und grämten uns, wenn wir es nicht bekamen; ein andermal gieng es uns so elend und trübselig, daß wir verzweifeln wollten. In der Folge sahen wir aber doch ein, daß alles zu unserm Besten diente. Wenn er nun, so wie er wünschte, wäre in seiner Vaterstadt Meister geworden, und hätte sich, nach seinem Verlangen, verheyrathet! Was wäre er itzo? ein armer, kränklicher, unwissender Meister. Durch die Trübsal ist er aber nach Erfurt, zu dem guten Herrn Major, getrieben worden, wo er seine Gesundheit wieder bekommen, und so viel Gutes gelernt hat! Davon weiß ich auch etwas zu sagen.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Lebensgeschichte des neuen Bekannten.

Ich bin meiner Herkunft nach ein Pommerscher Edelmann. In meiner ersten Jugend war ich ein träges, unfolgsames, boshaftes Kind. Alle Bauern schmeichelten mir, thaten meinen Willen und ließen sich von mir hudeln. Da dachte ich Wunder, was ich wäre. Wer weiß, was für ein Bösewicht aus mir geworden wäre, wenn ich nicht Jammer und Noth hätte ausstehen müssen.

Da

Da meine Ungezogenheit aufs höchste gestiegen war, bekam meine Mutter die Nachricht, daß mein Vater, der Husarenoberster unter den Preußen war, in einem Scharmützel geblieben sey. Dieß brachte mich schon ein Bischen zum Nachdenken. Wenige Wochen darauf wurde ich weit stärker angegriffen. Die Kosaken fielen in unsere Güter ein, plünderten alles rein aus, und steckten hernach die Gutshäuser und Dörfer an. Meine Mutter flüchtete mit mir und wir übernachteten in einem Walde unter freyem Himmel, ohne Betten, ohne Brod. Allenthalben, um uns her, sahen wir Dörfer brennen, hörten die Einwohner schreyen und die Kosaken brüllen. Das war eine schreckliche Nacht! Aber wozu diente sie? dazu, daß ich beten lernte. Sonst hatte ich zwar auch wohl gebetet: das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von allen Sünden, und dergleichen Gebetchen mehr, die man sonst Kindern zu lehren pflegte. Niemals dachte ich aber etwas dabey, niemals wurde ich dadurch gebessert. Itzo aber fiel ich auf meine Knie, streckte die Hände gen Himmel — und betete aus dem Herzen. Was ich alles betete, weiß ich nicht mehr, nur das erinnere ich mich noch, daß ich mit den Worten schloß: lieber Vater! willst du mir das Leben schenken, so will ich mir Mühe geben, ein recht guter Mensch zu werden; willst du mich aber umkommen lassen, so falle ich in deine Arme, lieber Vater! verstoß mich nicht!

Das Gebet hatte seine gute Wirkung, mein Herz wurde ruhig, ich sank in den Schooß meiner Mutter und schlief so sanft, als ich vielleicht noch nie geschlafen hatte. Aber bald war der Schlaf zu Ende. Meine Mutter sprang plötzlich auf und rief, zwar nicht laut, aber doch heftig: Heinrich! die Kosaken sind da! laß uns fliehen! Kaum hatte sie dieß gesagt, so war sie mir auch schon aus den Augen, die Kosaken waren hinter mir, und ich — ich kroch in einen Busch.

Die Kosaken ritten vorbey und entdeckten mich nicht, meine gute Mutter aber — ach! die habe ich nie wieder gesehen.

Da lag ich nun, ohne Vater und Mutter, ohne Haus und Bette, ohne Speise und Trank! Hätte ich da den geringsten meiner ehemaligen Bedienten gesehen, ich würde ihn, wie einen Engel Gottes, betrachtet haben. Aber den sah ich nicht. Gegen Mittag zwang mich endlich der Hunger, den Wald zu verlassen, und ins freye Feld zu gehen, um etwas Brod zu betteln. kaum aber war ich ein Paar hundert Schritte fortgegangen, so sprengte ein Kosake auf mich los. Da es mir ganz unmöglich war, zu entfliehen, so fiel ich vor ihm auf die Knie und faltete meine Hände.

Der alte Bramarbas wurde durch meine ängstliche Stellung gerührt, zeigte auf seine Pistole und schüttelte, zum Zeichen, daß er mich nicht todschießen wolle. Dann reichte er mir die Hand, und ich gab ihm zitternd die meinige. Da ich sahe, daß dieser

wilde

Schubert inv: Rüdiger fec:

wilde Mann doch eine gute Seele hatte, so führte ich meine Hand zum Munde, kauete daran, und gab ihm damit zu verstehen, daß mich sehr hungere. Er lächelte, holte aus seinem Ranzen eine Wurst und ein Stück Brod und gab es mir. Gott! wie schmeckte das! so schmeckte mir vorher nie eine Mahlzeit. Da ich mich satt gegessen hatte, machte ich dem guten Kosaken eine tiefe Verbeugung, legte meine Hand zusammen, als wenn ich ein Glas darinne hätte, hielt sie an den Mund, wie wenn ich daraus tränke, und gab ihm damit zu verstehen, daß mich sehr durste. Er reichte mir ein Fläschchen, ich setzte es an den Mund, gab es ihm aber gleich zurück, denn — es war Brannteweín.

Er lächelte, und winkte mir, daß ich mich zu ihm auf sein Pferd setzen solle. Ich that es. Da sprengte er mit mir nach einem Dorfe zu, das noch nicht abgebrannt war. Da er hier einen Ziehbrunnen antraf, stieg er mit mir vom Pferde, zog mir einen Eimer voll Wasser herauf, und ließ mich trinken. Gott! wie gut schmeckte mir dieß! Mein Kosake lächelte, da er dieß sahe, druckte mir nochmals die Hand, schwang sich auf sein Pferd und ritt fort!

Da stund ich nun von aller Welt und, wie ich glaubte, auch von Gott verlassen. Aber bald zeigte es sich, daß dieß ungegründet war.

Ein Bauer, der, hinter seinem Fenster, meinen Auftritt mit dem Kosaken, beobachtet hatte, kam, so bald der Kosake fort war, zu mir, und fragte, wer

bist du? Ich sagte ihm meinen Namen und meinen Geburtsort. Schon gut! schon gut! sagte der Bauer, nahm meine Hand, und führte mich in sein Haus.

Lieber Junker, sagte er, da ich in seiner Stube war, weiß Er denn, wer ich bin? ich bin der Christoph, der sonst bey seinem Herrn Vater Stallknecht war. Sein Herr Vater hat mir so viel Gutes gethan, daß ich es ihm in meinem Leben nicht wieder vergelten kann.

Da ich ihm erzählte, wie es mir gegangen war, wurde er weichmüthig und sagte: nun, was ich dem Vater nicht vergelten konnte, das will ich dem Sohne vergelten. Ich bringe ihn sogleich zu seinem Herrn Großvater, der drey Stunden von hier wohnt. Er brachte mich dahin, und dort wurde ich das, was ich itzo bin.

Wenn ich nun alles wohl überlege, so muß ich gestehen, daß unter allen meinen Lebenstagen die glücklichsten waren, mein Geburtstag und der Tag, da die Kosaken meine Güter plünderten und ansteckten.

Ich schüttelte den Kopf, da er dieß sagte. Warum schüttelt er den Kopf? fragte er.

Ich muß Ihnen gestehen, war meine Antwort, daß ich doch noch nicht alles begreifen kann. Durch die Trübsale, die Sie erlebten, wurden Sie glücklich. Wo blieben denn aber Ihr Herr Vater und Ihre Frau Mutter?

Der Reisende verbarg sein Gesichte einige Minuten unter seiner Hand, dann sahe er mich an und sagte: Ich sehe ein, daß Gott in meiner Lebensgeschichte alles gut gemacht hat. Mein Vater und meine Mutter werden itzo gewiß auch in einer bessern Welt einsehen, daß ein guter Vater sie leitete.

Mit diesen Worten stund er auf — im Aufstehn ergriff er einen Stein, den er begierig zu sich nahm. Kennt er, fragte er mich, diesen Stein?

Ich kannte ihn nicht.

Er heißt, sagte er, ein Ammonshorn, ist Stein, und war, wie er wohl sieht, sonst eine Schnecke. Hat er diese Schnecke jemals unversteinert gesehn?

Nein, war meine Antwort.

Ich glaube es wohl, fuhr der Reisende fort, daß er so eine Schnecke noch nicht unversteinert gesehen hat, denn sie lebt nicht auf dem Lande, sondern im Meere.

Da er dieß gesagt hatte, schwieg er stille und sah mich bedenklich an.

Im Meere? fragte ich. Wie kömmt sie denn ins Bornthal? ist denn das Meer so nahe bey Erfurt?

Er schüttelte den Kopf und lächelte.

Also ist das Meer weit von hier? fragte ich weiter. Wenn diese Schnecke nun im Meere lebt, so muß ja doch wohl in alten Zeiten hier Meer gewesen seyn!

Allerdings, sagte der Reisende. Vielleicht sind schon tausend Menschen vor dieser Schnecke vorbeygegangen, haben sie gesehen, und ist keinem beygefallen, dabey ans Meer zu denken. Wenn man aber mit Nachdenken reist, alles recht ansieht und überlegt, was davon die Ursache sey, und was es zur Absicht habe, so wird man immer klüger und lernt immer mehr. Wie mag es wohl damals ausgesehen haben, da diese Schnecke hierher kam! da war hier wohl nichts, als Wasser zu sehen! Und itzo ist diese Gegend so schöne! so gut angebauet, leben da so viele gute Menschen. Wenn wir dieß so recht überlegen, so sehen wir doch ein, daß der liebe Gott alles gut mache, und daß aus den vielerley Veränderungen, die auf der Erde vorgehen, doch am Ende etwas Gutes heraus komme. Vor etlichen tausend Jahren schwammen dort Wallfische, und hier spielten die Seehunde; und itzo wohnen dort so viele tausend geschickte und arbeitsame Menschen, und hier sitzen, anstatt der Seehunde, ein Paar Leute, die aus dem Kopfe rechnen, und über ihre Lebensgeschichte nachdenken!

Zwey und vierzigstes Kapitel.

Constant setzt seinen Stab weiter.

Wir stunden itzo auf, und setzten unsern Weg weiter nach Gotha fort. Da wir nach Siebeleben kamen, sagte mein Reisegefährde: hier will ich frühstücken!

Frühstücken wollen Sie erst? fragte ich. Ich habe mein Frühstück schon in Erfurt genossen.

Sonst, sagte er, hielt ich es auch so. Mein erstes Geschäfft an jedem Tage, war — Essen. Es schmeckte mir aber immer nicht recht. Ich glaubte, die Schuld davon läge an den Speisen, die mir aufgetragen wurden, und ließ mir deswegen immer etwas anderes geben, bald Kuchen, bald Torten. Aber immer genoß ich es ohne Appetit, und wunderte mich oft, wenn ich sahe, wie gut unsern Bauern ihr trocknes Brod schmeckte. Mein Großvater hat mich aber die Kunst gelehrt, mit Appetit zu frühstücken. Da ich einige Tage bey ihm gewesen war, schickte er mir Butter und Brod zum Frühstück, aber — es wollte mir nicht schmecken. Ich bat ihn daher, mir etwas Gebacknes verfertigen zu lassen. Mein Großvater, der ein alter Preußischer Hauptmann war, und in seinem Leben viele Strapazen ausgestanden hatte, wurde darüber böse und sagte: Junge! warum willst du das Butterbrod nicht essen?

Ach! war meine Antwort, das kann ich unmöglich, das Butterbrod schmeckt mir gar nicht.

Wart, sagte er, ich will dich bald lehren Butterbrod essen! Gleich komm mit mir! ich mußte mit ihm drey Stunden weit auf ein Dorf gehen, wo er um ein Pferd handelte. Da wir ins Wirthshaus kamen, ließ er Butter und Brod beybringen, verzehrte es mit vielem Appetite, mir aber bot er nichts an. — Da mich aber schrecklich hungerte, bat ich ihn, mir doch auch etwas zu geben. Er that es, und es schmeckte mir vortreflich. Auf dem Rückwege fragte er mich, woher kömmt es, daß dir das Butterbrod in diesem Wirthshause besser, als bey mir, schmeckte?

Weil ich, war meine Antwort, großen Hunger hatte.

Da siehst du also, fuhr er fort, woran es liegt, wenn das Essen nicht schmecken will, es fehlt an Hunger. Ehe du Essen willst, verschaffe dir erst Hunger! arbeite etwas oder lauf ein Paar Stunden im Felde herum, so wird dir jede Kost, die nicht säuisch zubereitet ist, gut schmecken. Thust du das nicht, so wirst du an jeder Speise etwas zu tadeln finden. Das habe ich mir gemerkt, und seit der Zeit schmeckt mir alles gut, und kostet doch nicht viel Geld.

In Siebeleben ließ er sich Milch und Brod geben, und es schmeckte ihm so gut, daß es eine Lust war, ihn essen zu sehen.

Lassen Sie sich, fragte ich ihn, nicht auch Kaffee geben?

Und warum? antwortete er. Sonst trank ich ihn auch, merkte aber, daß ich darauf immer ängstlich wurde, sahe auch viele Leute, die sich daran so gewöhnt hatten, daß sie ihn nicht lassen konnten, und dadurch in ihren Geschäften sehr verhindert wurden. Da dachte ich, du willst hinfort nicht mehr Kaffee trinken, und von dieser Zeit an habe ich mir ihn abgewöhnt.

J. Sogleich?

R. Sogleich!

J. Wie haben Sie es denn nur gemacht, daß Sie sich dieß sogleich abgewöhnt haben?

R. Das will ich ihm sagen. Erst setzte ich mich auf einen Stuhl und überlegte: sollst du noch Kaffee trinken oder nicht? Diese Ueberlegung dauerte eine halbe Stunde. Am Ende sah ich ein, daß es für mich weit besser wäre, wenn ich nicht Kaffee tränke, und sogleich nahm ich es mir fest vor, es gar nicht mehr zu thun, damit war es gut.

J. Ich verstehe ganz gut, wie es mit dem Vornehmen zugegangen ist, aber ich sehe noch gar nicht ein, wie Sie es mit dem Halten gemacht haben. Ich habe mir auch schon gar vieles vorgenommen, aber ich konnte es nicht halten.

R. Das kommt daher, weil er es nicht recht ernstlich gewollt hat. Mein Großvater pflegte immer zu sagen: **Was der Mensch will, das kann er.**

J. Das

J. Das ist doch viel. Auf diese Art könnten Sie sich ja auch wohl das Essen und Trinken abgewöhnen?

N. Und warum nicht? wenn ich will, so kann ich es.

J. Ich glaube aber doch, daß Sie es nicht länger als eine Woche aushalten würden, hernach möchte es Ihnen auch wohl gehen, wie —

N. Wie denn?

J. Ach ich kann es nicht sagen.

N. Vielleicht wie Eulenspiegels Esel, der das Hungern lernen sollte, und starb, da er es am besten konnte?

J. Ja so etwas wollte ich sagen.

N. Nun da muß ich freilich gestehen, daß es mir, wie Eulenspiegels Esel gehen würde, aber eben deswegen, weil ich dieß weiß, will ich es auch nicht. Ein vernünftiger Mensch will nichts, als das, was möglich ist. Ich könnte ja z. E. auch in den Mond reisen wollen. Wenn ich dieß aber wollte, so wäre ich kein vernünftiger Mensch mehr, sondern ein Narr.

Wir stunden nun auf, und setzten unsern Weg nach Gotha fort.

Drey und vierzigstes Kapitel.

Ankunft in Gotha und was sich daselbst zugetragen.

Da wir ankamen, hatten wir ein gewaltiges Schrekken. Es wurde getrommelt, von allen Ecken kamen Feuerspritzen her, die Soldaten marschirten auf, und eine Menge Leute drängten sich zusammen, und folgten nach.

Wo brennt es? fragte ich erschrocken. Ein Bürger, an den ich diese Frage that, lachte, und antwortete, es brennt nirgends, als auf den Küchenheerden.

Wozu fragte ich weiter, ist denn aber dieses Lärmen?

Dazu, sagte der Bürger, daß wir uns im Feuerlöschen üben sollen. Wir Gothaner haben den Glauben, zu jeder Kunst gehöre Uebung, wer z. E. die Kunst lernen wolle, sich durch Schwimmen zu retten, oder in der Schlacht geschwinde abzufeuern, müsse sich zuvor im Schwimmen und im Abfeuern üben. Deswegen üben wir uns auch im Gebrauch der Feuerspritzen, ehe die Feuersbrunst da ist.

Vortreflich! sagte mein Begleiter, und druckte dem Bürger die Hand.

Wir giengen hierauf weiter und sahen den Uebungen zu. Maul und Nase sperrte ich auf, da ich die neu-

neumodische Art von Feuerspritzen sahe. Sie stunden im Wasser, das Wasser wurde ohne Weitläuftigkeit hinein gepumpt, und oben aus den höchsten Fenstern wurde herausgespritzt. Was das Sonderbarste war, so schoß das Wasser aus der Röhre immer ununterbrochen heraus, wie aus einem Springbrunnen.

Wie geht denn das zu? fragte ich den Bürger. Es sind lange Schläuche von hänfenem Garne an die Spritzen befestigt, antwortete er, durch diese kann das Wasser bis in die höchsten Gebäude geleitet werden. Und daß es ununterbrochen fortläuft, das kommt vom Drucke der Luft, welches ich freylich nicht recht erklären kann. Vortreflich! Vortreflich! rief mein Reisegefährde immer. So muß es seyn, wenn der Mensch den schrecklichen Schaden verhüten will, der bisher durch Feuersbrünste angerichtet wurde. Ich habe mich immer geärgert, wenn ich mit den alten Feuerspritzen Feuer löschen sahe. Immer war es, als wenn man Oel hinein gösse. Und das ist ganz natürlich. Wenn der Schmid Kohlen zum Brennen bringen will, so spritzt er Wasser hinein. Wenn man also bloß in das Feuer spritzt, so giebt man ihm, zumal, wenn der Wind stark weht, noch mehr Nahrung. Das Wasser muß ununterbrochen in das Feuer laufen, wenn es löschen soll.

Wo werden denn diese Feuerspritzen gemacht? fragte mein Begleiter.

Alle

Alle hier in Gotha, sagte der Bürger. Der Herr Secretär Schröter läßt sie verfertigen. Es ist auch schon durch das ganze Land die Verordnung getroffen worden, daß jede Gemeine sich so eine Spritze anschaffen muß.

So etwas höre ich gerne, sagte mein Begleiter. Eine gute Obrigkeit sorgt ja immer für die öffentliche Sicherheit. Wie kann sie denn diese Fürsorge besser beweisen, als durch gute Feueranstalten? das Feuer ist ja unser gefährlichster Feind. Er sitzt auf unsern Küchenheerden, und wohnt in unsern Oefen, und wenn er einmal ausbricht, und geschieht nicht schleunige Hülfe, so kann er ja in einigen Stunden zu Grunde richten, was man sein Lebelang mit Mühe und Fleiß erworben hat. Die Anschaffung der Feuerspritzen wird also wohl im ganzen Lande große Freude verursacht haben!

Nicht allenthalben, sagte der Bürger. Verschiedene Gemeinen sind damit unzufrieden, und meynen, sie kosteten zu viel Geld.

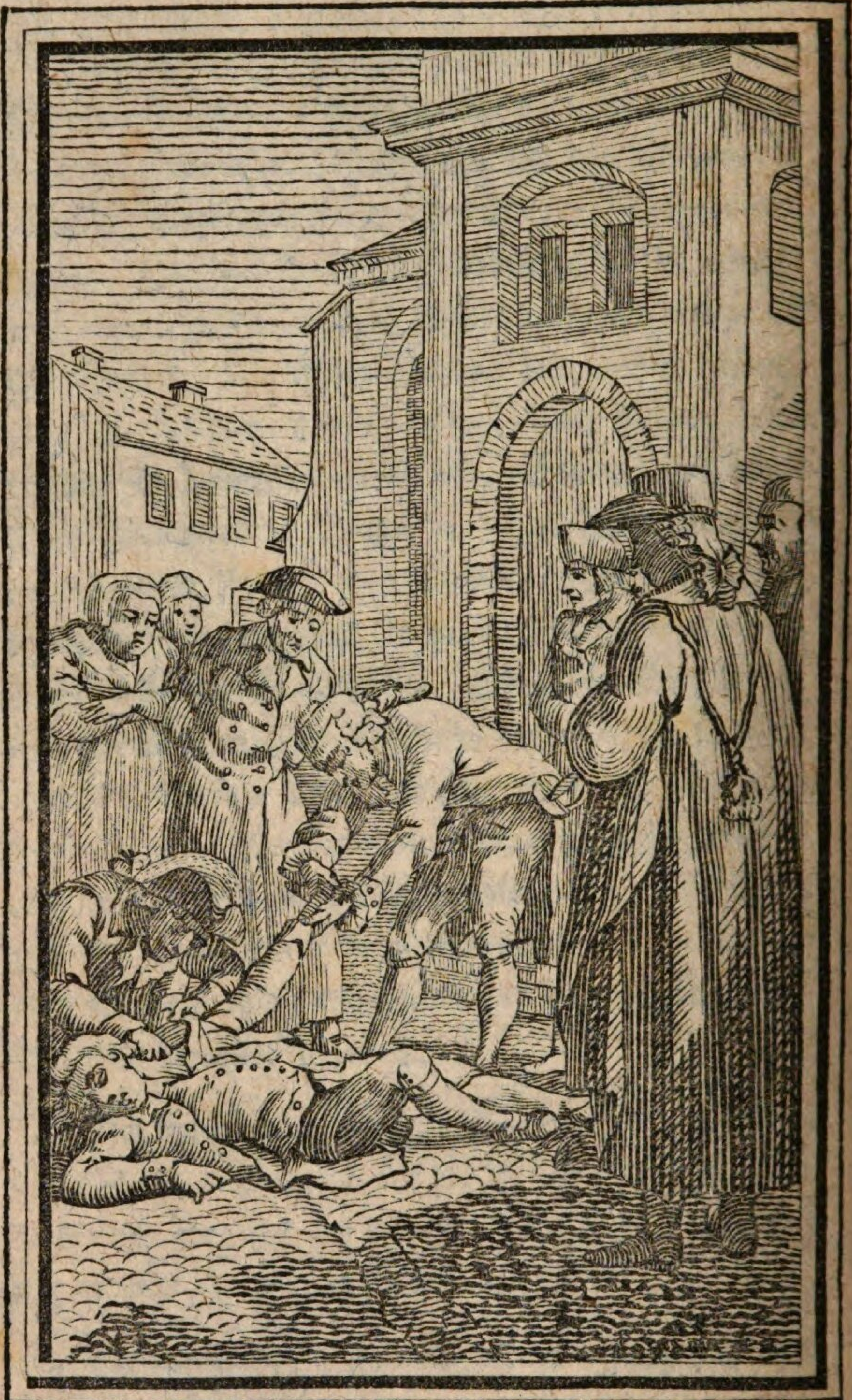
So! so! fuhr mein Begleiter fort. Wenn die guten Leute bedächten, daß ihre Häuser so gut der Feuersgefahr ausgesetzt sind, als die Häuser ihrer Nachbaren, und daß eine einzige Feuersbrunst zehnmal mehr kostet, als eine Feuerspritze, so würden sie den kleinen Aufwand, den sie für die leztern machen müssen, gern übernehmen.

Da wir den Feuerlöschübungen, welche wohl zwey Stunden dauerten, zugesehen hatten, wurde das letzte Probestück gemacht. Man stellte sich nämlich vor, als wenn in einem gewissen Hause alle Treppen abgebrennt wären. Um den Bewohnern Hülfe zu leisten, brachte man einen langen, weiten, Schlauch in die Höhe an das Fenster. Ein Mann, der sich im Zimmer befand, befestigte ihn am Fenster, kroch dann hinein, und rutschte in demselben ganz ohne Schaden herunter. Dieß Probestück verursachte bey allen Anwesenden eine allgemeine Freude, und es wäre wirklich zu wünschen, daß man an allen Orten, bey den Feuerspritzen, einen solchen Schlauch hätte. Wenn die Noth da ist, und ist ein Mensch in Gefahr zu verbrennen, so gäbe man oft tausend Thaler drum, wenn man ihm nur helfen könnte. Wäre nun ein solcher Schlauch vorhanden, so könnte man im Augenblicke helfen. Nicht nur die Erwachsenen könnten durchkriechen, sondern man könnte auch die kleinen Kinder hineinwerfen, und sie sanfte herunter schütteln.

Ich dankte nun meinem Begleiter für geleistete Gesellschaft, und wollte auf die Herberge gehen. Er hielt mich aber fest bey der Hand und sagte: wer mit mir gereiset ist, muß auch mit mir essen.

Ich nahm die Einladung an, und gieng mit ihm in den Gasthof.

Ehe



Schubert inv: Rüdiger fec:

Ehe ich mich aber zu Tische setzte, holte ich erst meine Schreibtafel heraus, und schrieb alles ein, was ich den Vormittag bemerkt hatte.

Da ich fertig war, fragte mich mein Begleiter, ob er wohl sehen dürfe, was ich hier eingeschrieben hätte?

Ich zeigte es ihm. Da lächelte er, klopfte mich auf die Achseln und sagte: Bravo! Bravo! Wenn alle Handwerksbursche so reiseten, was für vernünftige Handwerksleute würden wir bekommen! Wie leicht würde es ihnen werden, sich zu ernähren!

Itzo wurde das Essen aufgetragen. Es schmeckte mir vortreflich: theils weil es gut zubereitet war, theils, weil ich mir durch das Marschiren Appetit verschafft hatte.

Da es mir aber am besten schmeckte, entstund vor dem Fenster ein schreckliches Lärmen und Schreyen. Wir erschraken alle und liefen zur Thür hinaus. Da hatten wir einen traurigen Anblick. Ein junger Mann lag da tod und zuckte nur noch ein Bischen mit den Fingern.

Ums Himmels willen, rief mein Begleiter, was giebts denn da? Da antworteten wohl hundert Leute auf einmal, so vielerley durch einander, daß wir lange gar nicht erfahren konnten, was eigentlich geschehen wäre. Endlich erfuhren wir es. Dieser junge Mann hatte sich, weil er des Lebens überdrüßig war, vom Thurme herabgestürzt.

Die Aerzte untersuchten ihn sogleich, ob ihm nicht könne geholfen werden, versicherten aber alle, daß keine Hülfe möglich sey.

Wir giengen betrübt in den Gasthof zurück, und die Lust zum Essen und Trinken war uns vergangen.

Nachdem wir einige Minuten ganz stille geschwiegen hatten, fragte endlich mein Begleiter einen Bürger, der neben ihm stund, was führte denn dieser unglückliche Mann für eine Lebensart?

Eine ordentliche, christliche Lebensart, sagte er, und niemand konnte ihm etwas Böses nachreden. Seit langer Zeit hatte er aber seinen Freunden geklagt, daß er eine gewaltige Herzensangst habe, und auf keiner Stelle zu bleiben wisse. Man hat ihn zu beruhigen gesucht, es hat aber nichts geholfen — er hat sich, um der Angst ein Ende zu machen, vom Thurme herab gestürzt.

Der arme Mann, sagte mein Begleiter, er ist zu bedauern. Wenn er doch die Trostgründe der christlichen Religion erwogen, wenn er doch bedacht hätte, daß wir immer unter der Aufsicht eines guten Vaters lebten, gewiß er würde diesen Schritt nicht gethan haben! aber was wirds nun mit seinem Körper? Vermuthlich wird dieser auf den Schindanger verscharret?

Bewahre Gott! So etwas ist hier zu Lande nicht Mode. Vor Alters, ja da hat man Exempel, daß Selbstmörder durch den Schindersknecht auf den Schind-

anger

anger geschleppt wurden. Aber itzo denken wir über diesen Punkt ganz anders. Wir haben eine vernünftige Regierung, und vernünftige Geislliche, die haben uns ganz andere Einsichten beygebracht. Dieser gute Mann bekömmt ein ehrliches Begräbniß, so gut als andere Christenmenschen, darauf können sie sich verlassen. Es ist ja für ihn Unglücks genug, daß er den Fehler begangen hat, warum soll man ihn den noch nach seinem Tode beschimpfen? Recht ist es freylich nicht, wenn sich der Mensch das Leben nimmt, das gebe ich zu. Aber wenn alle Leute auf den Schindanger kommen sollten, die einmal nicht recht gethan haben — lieber Gott! Wie groß würde der Schindanger — wie klein der Kirchhof werden! Dieser gute Mann bekömmt sein ehrliches Begräbniß, darauf können Sie sich verlassen. Es wird auch jedermann damit zufrieden seyn, außer etwa der gemeine Pöbel. Wie es halt geht, gemeinen Pöbel giebt es in allen Ländern. Im Gothaischen Lande fehlt es auch nicht daran. Man merkt doch aber ganz deutlich, daß dieser gemeine Pöbel von Jahre zu Jahre abnimmt.

Nun fuhr mein Begleiter fort, das gefällt mir! Solchen Glauben habe ich in Israel noch nicht funden.

Der Bürger lächelte, nahm seinen Hut und Stock und gieng fort. Ich nahm meinen Hut und Stock auch und wollte fortgehen. Es wurde mir aber wirklich schwer ums Herz, daß ich mich von einem so lieben Reisegefährden trennen sollte. Ich gab ihm

also wehmüthig die Hand und sagte: ich danke für alles Gute — leben Sie wohl!

Er hielt meine Hand feste und fragte: wo geht die Reise hin?

J. Wo der arme Handwerksbursch halt hin reist. Ich weiß es selbst nicht.

B. Also ists ihm wohl gleichviel, wo er hin reist?

J. Gleichviel. Ich will mich in der Welt umsehen, will Achtung geben, wo die beste Leinewand gewebt wird, wo man sie am mehresten sucht, wo der beste Flachs wächst und so weiter. Finde ich nun so etwas in einem Lande, gut, so merke ich es mir; finde ich es nicht, so reise ich weiter.

B. Will er wohl mit mir reisen?

J. Von Herzen gerne! Ich habe Sie in dieser kurzen Zeit so lieb gewonnen, daß ich mit Ihnen durch die halbe Welt reisen wollte.

B. Auch nach Amerika?

J. In Gottes Namen, auch nach Amerika!

B. Die Hand!

J. Hier ist meine Hand!

B. Gut! er reist also mit mir nach Amerika. Ich zahle für ihn, und gebe ihm guten Rath, so viel ich kann. Will er auch etwas für mich thun?

J. Alles, was Sie verlangen.

B. Gut! gute Menschen, sie mögen seyn von welchem Stande sie wollen, können einander immer nützlich seyn. Ich habe einen Beutel voll Geld, die-

ser fehlt ihm, ich habe mich in der Welt umgesehen, und er nicht. So kann ich ihm auf mancherley Art nützlich seyn. Ich habe aber einen guten Menschen nöthig, der mich bedient — will er dieß Geschäfte wohl übernehmen?

J. Ohne alles Bedenken! Wer wollte einem so guten Herrn nicht dienen!

Wir wurden also des Handels eins, und machten Anstalten zur Reise nach Amerika. Liegt das Amerika weit von hier? fragte ich.

B. Mehr als einhundert Meilen.

J. Desto besser! werden wir immer zu Fuße gehen?

B. Nicht doch! den größten Theil der Reise machen wir zu Schiffe, auf dem Meere.

J. Das ist mir lieb. — Auf diese Art bekomme ich auch das Meer zu sehen.

Vier und vierzigstes Kapitel.

Constant lernt für den Leib sorgen.

Den folgenden Tag, bald früh, rief mein Reisegefährde, der, wie er mir den vorigen Abend gesagt hatte, der Herr von Assof hieß, he Constant! wollen wir fort nach Amerika?

J. Gleich bin ich bey der Hand.

V. A. Ich auch. Erst aber will ich noch etwas besorgen. Für die Seele hätte ich gesorgt, nun will ich auch noch etwas Sorge für den Körper verwenden.

J. Sie wollen vermuthlich frühstücken? was verlangen Sie? ich will es gleich bey dem Wirthe bestellen.

V. A. Dazu ist es noch Zeit. Zuvor will ich erst noch etwas wichtigeres thun. Wenn er zusehen will, so komme er mit.

Da gieng er denn zum Brunnen, wusch sich erst damit die Augen aus, hernach das Gesicht und die Ohren, wusch sich auch recht lange hinter den Ohren. Dann rieb er die Zähne mit Tabacksasche ab. Dann spülte er den Mund mit Wasser aus, und trank endlich ein ganzes Glas voll Wasser, so kalt, als es aus dem Brunnen kam. Ach! sagte er, da er es getrunken hatte, das schmeckt!

J. Um Gottes Willen! was machen Sie denn mit dem kalten Wasser im nüchternen Magen? ich dächte Sie müßten das Fieber bekommen.

V. A. Das hat man mir in meiner Kindheit immer auch vorgesagt, da mußte gleich, wenn ich aus dem Bette kam, der Kaffee da seyn. Seitdem ich aber bey meinem Großvater gewesen bin, trinke ich jeden Morgen ein Glaß Wasser, und habe nicht nur kein Fieber, sondern befinde mich auch recht wohl dabey.

J. Ich

J. Ich pflege auch alle Morgen mein Gesicht zu waschen, aber so viele Mühe, wie Sie, habe ich mir nie gegeben.

B. A. Er putzt doch wohl alle Morgen seine Schuh?

J. Da wäre ich ein schlechter Mensch, wenn ich dieß nicht thun wollte.

B. A. Ich halte auch nicht viel von einem Menschen, der mit ungeputzten Schuhen geht. Mehr aber noch, als für das Putzen der Schuhe, sorge ich für das Reinigen der Ohren, Augen und Zähne. Denn wenn ein Paar Schuhe zerrissen sind, so lasse ich mir andere machen. Aber Zähne und Augen, wenn die einmal ruinirt sind, kann man so geschwind nicht wieder machen lassen.

J. Das ist wohl wahr. Sollte denn das kalte Wasser aber wirklich für Augen und Zähne so gut seyn?

B. A. Das versteht sich. Ich muß allemal lachen, wenn ich in einer Zeitung eine Universaltinctur, eine Universalmedicin, einen Lebensbalsam, angekündigt lese. Wozu diese Künsteleyen? Wenn es eine Universalmedicin, eine Universaltinctur, einen Lebensbalsam giebt, so ist es ein frisches, helles Wasser. Wenn ich Kopfweh habe, so wasche ich den Kopf mit kaltem Wasser, um die Augen zu stärken, wasche ich sie mit frischem Wasser, um die Zähne gesund zu erhalten, wasche ich die Ohren, und den Mund spüle ich da-

damit aus, trinke es, um den Magen zu stärken, und das Blut damit abzukühlen, bade mich drinne, um die Nerven damit zu stärken; verwunde ich mich, so wasche ich die Wunde damit aus; gehe ich in die Kälte, so stecke ich die Füße erst in kalt Wasser, trockne sie hernach ab, und wenn ich viel von der Kälte gelitten habe, so stecke ich sie wieder drein.

J. Und ist so eine wohlfeile Sache!

V. A. Freilich. Der liebe Gott hat es in der Welt so eingerichtet, daß alles, was wir zu unserer Wohlfahrt nöthig haben, wohlfeil ist. Die frische Luft zum Exempel. Aber manche Leute haben zu den Sachen, die wohlfeil sind, gar kein Zutrauen. So dachte Naemann, der unwillig wurde, als ihm der Prophet Elisa rieth, sich im Jordane zu baden, und so denken viele von unsern vornehmen Leuten, und viele von den Bürgern und Bauern. Was helfen soll, meynen sie, das muß Geld kosten. So ists auch mit den Zahnpulvern, den Zahntincturen u. d. g., weil diese aus vielen Sachen zusammengesetzt sind, und Geld kosten, so erwartet man große Dinge davon. Mein Großvater war ein Mann von siebenzig Jahren, hatte alle seine Zähne noch, und konnte Haselnüsse damit aufbeißen, und dieser hatte kein anderes Zahnpulver und keine andere Zahntinctur, als Tabacksasche.

J. Man sollte aber meynen, die Tabacksasche wäre eine scharfe Sache, die die Zähne zu sehr angriff.

V. A.

B. A. Das sollte man freilich meynen, und viele Leute mehnen es auch wirklich. Allein mein Großvater, ein Mann von siebenzig Jahren, der die Zähne mit Tabacksasche putzte, konnte Haselnüsse aufbeißen, und ich, der ich eben das thue, kann auch Haselnüsse aufbeißen. Hingegen kenne ich viele Leute, die Zahnpulver und Zahntinctur brauchten, und doch keine Haselnüsse aufbeißen können, weil ihnen entweder die Zähne wackeln, oder — weil sie ihnen nicht mehr wakkeln. Ich unterscheide immer Meynung und Erfahrung. Wenn zehn Menschen, und hundert und tausend und eine Million Menschen, ja alle Menschen, die in der Welt sind, meynen, daß etwas schädlich sey, und ich habe es erfahren, an mir und an vielen andern, daß es gut ist, so kehre ich mich an keine Meynung, sondern handele nach meiner Erfahrung.

J. Hum! Hum! Auf diese Art hätte ich ja gar vieles diesen Morgen schon gelernt. Das muß ich doch in mein Reisebuch einschreiben.

Ich schrieb es ein.

Vier und vierzigstes Kapitel.
Constant lernt beten.

Während dem Einschreiben fiel mir aber ein, daß der Herr von Assof auch gesagt hatte, daß er für seine

Seele gesorgt habe. Wie haben Sie denn, fragte ich, für ihre Seele gesorgt?

V. A. Es ist mir lieb, daß er sich darnach erkundigt hat. So viel ich weiß, ist die Seele an jedem Menschen das wichtigste. Daher sorge ich vor allen Dingen, an jedem Morgen, erst für die Seele, dann für den Körper, ferner für die Schuh und Stiefeln, hernach zieh ich meine Uhr auf. So denken aber freilich nicht alle Leute. Viele ziehn erst die Uhr auf, dann fragen sie, ob die Schuh geputzt sind? und lassen sich frisiren, hernach sorgen sie für den Magen, und darüber vergessen sie die Seele ganz.

J. Das ist alles gut. Aber wie sorgen Sie denn für die Seele?

V. A. Ich bete.

J. So! So! Das thue ich auch. Wollen Sie mir nicht sagen, was für einen Morgensegen Sie beten?

V. A. Er meynt wohl, was ich für eine Gebetsformel habe?

J. Ja, das meyne ich.

V. A. Keine.

J. Wie können Sie denn da beten?

V. A. Ich will ihm doch einmal ein Geschichtchen erzählen. Ein Handwerksbursch gieng einmal in die Fremde. Da er fort gieng, druckte ihm die Mutter die Hände und sagte: Höre Christoph, schicke mir ja bald einen Brief! Christoph versprach es und reisete

ab.

ab. Da er einige Tage gereiset war, kam er in ein Wirthshaus, wo er verschiedene Briefe in einem Winkel liegen sahe. Frau Wirthin, sagte er, will sie nicht so gut seyn, und mir einen von diesen Briefen schenken? Gerne, sagte sie. Was will er damit machen? Ich will ihn, antwortete er, meiner Mutter schicken, der ich, da ich abreisete, versprochen habe, daß ich ihr bisweilen einen Brief schicken wolle. Die Wirthin schenkte ihm einen Brief, und er schickte ihn ab. In diesem Briefe stand nun folgendes:

Ehr und tugendbelobte Frau Gevatterin!

Nachdem der allgütige Gott meine geliebte Ehefrau, von ihrer bisher getragenen weiblichen Bürde, in Gnaden entbunden, und uns beyderseits Eltern, mit einem gesunden Töchterlein erfreuet hat, uns aber als christlichen Eltern zuförderst zusteht, unser liebes Kind, durch das Bad der heiligen Taufe, von seinem sündlichen Unrathe reinigen zu lassen, wozu wir christliche Mittelspersonen nöthig haben: als bitten wir unsere Ehr und tugendbelobte Frau Gevatterin, dieß christliche Werk zu verrichten, unser liebes Kind dem Herrn Christo im Gebet vorzutragen, und, nach geendigter heiligen Taufe, in unserer Behausung mit dem vorlieb zu nehmen, was der liebe Gott an Speise und Trank bescheeren wird u. s. w.

Das muß ja, sagte ich zum Herrn von Assof, ein sehr einfältiger Mensch gewesen seyn, der diesen Brief abgeschickt hat.

B. A.

V. A. Warum denn einfältig? ist denn der Brief etwa albern?

J. Der Brief scheint wohl ganz gut zu seyn, aber er paßte ja für den Handwerksburschen nicht. Er hatte ja keine Frau, und auch kein Kind, das er hätte können taufen lassen. Wie konnte er denn an seine Mutter einen Gevatterbrief schreiben?

V. A. Das ist freilich wahr. Ists denn aber mit vielen Gebetsformeln anders? für den Mann, der sie verfertigte, waren sie herzlich gut, aber für einen andern, der davon Gebrauch machen will, passen sie so wenig, als der Gevatterbrief, für jenen Handwerksburschen.

J. Auf diese Art halten Sie auch wohl nichts von den Kirchengebeten?

V. A. Mit den Kirchengebeten ist es eine andere Sache. Diese sind für eine ganze Gesellschaft bestimmt. Wenn diese gut eingerichtet sind, so können sie vielen Nutzen stiften. Wenn aber jeder für sich, sich mit Gott bespricht, so scheint mir doch das beste zu seyn, wenn jeder seine eignen Worte braucht.

J. Da thäten aber doch wenigstens die Schulmeister Unrecht, die die Kinder Gebetsformeln lehren.

V. A. Auch nicht, wenn die Formeln sonst nur gut, und für die Kinder passend sind. Z. E.

Ach Gott! ich bin ein junger Knab,
Verleih mir deines Geistes Gab,
Daß ich mög was Gutes lernen,
Zu meinem Nutz und deiner Ehren!

An

An solchen Formeln lernen die Kinder beten, und sie geben ihnen hernach Gelegenheit zu manchen guten Gedanken. Wenn man aber erst zu Verstande kommt, und weiß, wo es einem fehlt, so läßt man die Formeln nach und nach weg, und betet aus dem Herzen.

J. Darf ich wissen, was Sie heute gebetet haben?

V. A. Das kann ich wohl sagen. Ich betete, der liebe Gott möchte mir Verstand geben, daß ich jede Gelegenheit wohl benutzte, etwas Gutes zu lernen und etwas Gutes zu thun, damit ich am Abend mich meiner Handlungen nicht schämen dürfe, sondern mich freuen könne, des Guten, daß ich gelernt und gestiftet hätte.

J. Soll ich Ihnen meine aufrichtige Meynung sagen?

V. A. Je aufrichtiger, je lieber!

J. Man spricht so viel von der Kraft des Gebets, und die Erfahrung lehrt doch ganz etwas anders. Ich habe um so manches gebeten, und — habe es nicht erhalten.

V. A. Um was hat er denn den lieben Gott gebeten?

J. Um gar vielerley, das ich alles nicht bekommen habe. Ich will aber nur ein Exempel anführen. Da ich in meiner Vaterstadt war, hätte ich gar zu gern ein gewisses Mädchen zur Frau gehabt. Ich fiel auf meine Knie —

B. A. Das ist nun eben zum Gebete nicht nöthig, der liebe Gott sieht das Herz an und nicht die Knie.

J. Es kann doch wenigstens nichts schaden. Genug ich bat den lieben Gott Tag und Nacht, er möchte mir doch dieß Mädchen bescheeren, er that es wohl nicht.

B. A. Ey wer heißt ihn denn auch den lieben Gott um ein Mädchen bitten. Wenn es wirklich ein braves, gutes Mädchen war —

J. Das war es.

B. A. Nun so waren vielleicht zehen, die das Mädchen gern zur Frau gehabt hätten. Wenn nun diese alle den lieben Gott um das Mädchen baten, was sollte den der liebe Gott thun? sollte er es allen zehen geben?

J. Das gieng freylich nicht.

B. A. Ich glaube es auch. Er durfte es also höchstens nur einem geben, weil es auch möglich war, daß keiner von allen zehen sich für sie zum Manne schickte. Der übrigen neune Gebet durfte er also nicht erhören. Mit solchen Gebeten darf man folglich dem lieben Gott nicht kommen, das heißt ihn versuchen. Wenn er sie nicht erhört, so liegt die Schuld nicht an ihm, sondern an uns. Ich erinnere mich, daß ich in meiner Kindheit meinen Vater einmal bat, er sollte mir doch eine Pistole kaufen, und er kaufte sie mir nicht. Itzo, da ich zu Verstande gekommen bin, sehe ich

ich wohl ein, daß er recht daran that, und daß meine Bitte albern war. Wenn wir einst in einen vollkommnern Zustand kommen, werden wir einsehen, daß die mehresten Bitten der Menschen so albern waren, als die Bitte eines Kindes um eine Pistole.

J. Um was sollen wir denn aber eigentlich bitten?

V. A. Um das, um was ich heute bat.

J. Das ist wohl gut, wenn man weiter nichts bey dem lieben Gott zu suchen hat. Was wollten sie denn aber bitten, wenn Sie sich gern verheyrathen möchten?

V. A. Da würde ich den lieben Gott bitten, daß er mir beystehen wolle, meine Begierden zu beherrschen, und mit **Verstande** zu wählen, meine Neigung auf die Person zu lenken, mit der ich am glücklichsten leben könnte, und es zu verhindern, wenn ich etwa in meiner Wahl mich irren sollte. Auf diese Art, lieber Constant, thut man nie eine Fehlbitte. Da trifft es noch immer ein, was die Bibel sagt: **Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist.** Ein solches Gebet macht Lust zur Arbeit, giebt Trost und Beruhigung bey Widerwärtigkeiten, und giebt uns Kraft viel Gutes zu thun. Man stärke jeden Morgen die Seele durch Gebet, und den Leib durch frisches Wasser, so wird gewiß alles gut gehen.

Daß wir itzo z. E. mit einander nach Amerika reisen, ist eine Wirkung des Gebets!

J. Das wäre doch sonderbar. Wie gienge denn das zu?

V. A. Das will ich ihm sagen. Da ich ihn gestern im Bornthale sitzen sahe, wollte ich erst vorbey gehen, und ihm einen freundlichen guten Morgen bieten. Denn alle Menschen, denen ich begegne, freundlich zu grüßen, das habe ich schon von meinem Großvater gelernet. Fritze, sagte er immer zu mir, wenn du keinem Menschen mit etwas nützen kannst, biete ihnen wenigstens einen freundlichen guten Morgen, guten Tag, oder guten Abend. Sieh! auf einen freundlichen Gruß folgt doch fast immer ein freundlicher Dank! ist ein freundlicher Dank nicht etwas vortrefliches?

Und ein freundlicher Gruß kann oft den Menschen, der unter seinen Arbeiten, Schmerzen, Sorgen, Kummer, seufzt, wenigstens auf eine halbe Stunde vergnügt machen. Wir Edelleute haben, unter vielen andern Vorzügen, auch diesen, daß unsere guten Morgen, die wir den Sorgenden und Bekümmerten bieten, noch weit mehr wirken, als wenn eben dieß ein Mann von niedrigem Stande thut. Den Vorzug darfst du dir nicht nehmen lassen, wenn du ein braver Edelmann seyn willst. Merk dirs Fritze.

Ich habe mirs gemerkt, und meinen Großvater tausendmal für diesen guten Rath gesegnet.

Um aber zur Hauptsache zu kommen, so würde ich vor ihm, mit einem freundlichen guten Morgen,

vor-

vorbey gegangen seyn, wenn ich nicht bey meinem Aufstehen gebetet hätte.

J. Was beteten Sie denn?

V. A. Daß mich Gott doch ja aufmerksam erhalten möge, auf jede Gelegenheit, wo ich irgend einem Menschen nützlich seyn könnte, damit ich am Abend mich freuen dürfte, über das Gute, das ich, den Tag hindurch, gestiftet hätte. Dieß Gebet fiel mir nun ein, da ich ihm näher kam, und ich dachte: halt! hier ist vielleicht die Gelegenheit, wo du einem Menschen nützlich seyn kannst. Sogleich redete ich ihn an, gewann ihn lieb und reisete mit ihm. Wenn er nun auf unserer Reise nach Amerika, wie ich hoffe, ein recht kluger, geschickter, braver Mann werden sollte, wem hat er dieß zu danken? einem Morgengebete. Könnten wir, lieber Constant, alle das Gute übersehen, das in der Welt durch Gebet ist gestiftet worden? wir würden erstaunen.

Die Thränen traten mir in die Augen, da er dieß sagte. Von dieser Zeit an habe ich auch recht beten gelernt, und erfahren, daß das Gebet, wenn es nur so ist, wie es mir hier erklärt wurde, wirklich eine gar große Kraft hat.

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Verschiedene Curiosa von Gotha.

Itzo stund er auf und sagte: ehe wir nach Amerika reisen, wollen wir uns doch erst noch ein wenig in Gotha umsehen. Besehe er, was für seine Profession am schicklichsten ist, ich will mich nach dem umsehen, was mir wichtig ist, und am Abend wollen wir denn einander wieder erzählen, was wir gesehen und gehöret haben.

So schieden wir aus einander, und ein jeder gieng seinen eignen Weg.

Da ich hörte, daß in Gotha eine Baumwollenfabrik wäre, so besuchte ich zuerst einige Baumwollenweber, wo ich sehr viels lernte. Ich sahe da wie ein baumwollenes Zeuch, das man Piquee nennt, wie Cattun, Mousselin und dergleichen, gewebt wurde, und sperrte die Augen gar weit auf, da ich die Garne sahe, aus denen man webte, die so fein gesponnen waren, daß man aus einem und 1/2 Pfunde ein Schock Ellen verfertigen konnte.

Ob ich nun gleich nicht alles begriff, und alle Vortheile dabey merkte: so war es doch sehr gut, daß ich es gesehen hatte. Nun sahe ich doch ein, daß man noch etwas bessers weben könne, als das, was ich bisher weben gelernt hatte. Das machte mich noch auf-

merksamer auf meinen Reisen, und dadurch lernte ich nach und nach das, was ich gelernt habe.

Drum ist es sehr gut, wenn man weiß, daß die Sachen besser gemacht werden können, als man sie bisher gemacht hat. Dadurch bekommt man Lust, auch weiter zu gehen. Hat man aber nichts bessers gesehen, so bleibt man immer bey dem alten Leisten.

Da ich den letzten Weber besuchte, fragte er mich: was ich für ein Landsmann sey? Da ich es ihm gesagt hatte, fragte er, wie ich hieße? und, da ich ihm auch dieß gesagt hatte, druckte er mir die Hand und sagte: ich heise ja auch Constant! wir sind ja Landsleute! Vettern! und sogleich sprang er auf und begleitete mich.

Es würde zu weitläuftig seyn, alles zu erzählen, was er mir zeigte. Für mich war das Merkwürdigste eine große Wiese vor der Stadt, die ganz mit Maulbeerbäumen bepflanzt war. Mein Vetter versicherte mich, daß sich gegen 13000 Stämmchen darauf befänden, daß von Zeit zu Zeit eine Anzahl davon, gegen eine billige Bezahlung, an die Gemeinen überlassen, daß jährlich 30 bis 40 Schock davon verpflanzt würden. Ei ihr Leute! sagte ich, das ist ja etwas Vortrefliches! da müssen ja hier zu Lande die Maulbeere gar wohlfeil seyn. Was kostet denn das Nösel?

Diese Bäume, sagte mein Vetter, tragen keine Beere, die einen angenehmen Geschmack haben. Es

 sind

sind weiße Maulbeerbäume, die man nicht um der Früchte, sondern um der Blätter willen, pflanzt.

Um der Blätter willen? fragte ich. Ißt man sie denn roh, oder gekocht?

Man ißt sie, war seine Antwort, weder roh noch gekocht, sondern füttert die Seidenwürmer damit, die die Seide spinnen, aus der man hernach Strümpfe, Handschuhe, Taffet u. d. g. verfertigt.

J. Das laß ich gelten! Wie viel Centner Seide bekommt man denn alle Jahre davon in Gotha?

V. Ja, lieber Vetter! Seide ist kein Flachs und keine Wolle, die Seide berechnet man nicht nach Centnern, sondern nach Pfunden. Weiß er denn, wie viele Seidenwürmer nöthig sind, um ein Pfund Seide zu spinnen?

J. Wie wollte ich das wissen. Ich habe in meinem Leben noch keinen Seidenwurm gesehen. Ein guter Hammel trägt 3 Pfund Wolle, da werden doch wenigstens 10 Seidenwürmer ein Pfund Seide spinnen?

V. Ha! Ha! Ha! wohl 3500 Seidenwürmer sind zu einem Pfunde reiner Seide nöthig!

J. Je du lieber Himmel!

V. Einmal gewann ein durchreisender Schweizer von 13380 Würmern 4 1/4 Pfund. Ueberhaupt ist man in Gotha der Meynung, man müsse erst recht viele Maulbeerbäume ziehen, ehe man den Seidenbau anfangen wolle.

J. Das

J. Das ist auch sehr vernünftig. Wer sorgt denn aber dafür, daß diese Bäume gepflanzt werden?

V. Das weiß ich selbst nicht recht, man hat mir aber gesagt, es wäre hier eine Gesellschaft zusammengetreten, um für das Beste des Landes zu sorgen, diese ließe den Maulbeersaamen aussäen, die Stämmchen verpflanzen, und trage die Kosten dazu.

J. Das ist wohl ganz gut. Sollte denn aber dem Lande damit geholfen werden?

V. Ei das wollte ich meynen. Für Seide geht doch jährlich viel Geld aus dem Lande, das man behalten kann, wenn man nach und nach die Seide selbst bauet. Die Seidenwürmer können durch kleine Kinder, die sonst noch nicht viel verdienen können, gezogen und gewartet werden. Wenn nun jede Gemeine nur ihren Kirchhof mit Maulbeerbäumen bepflanzte —

J. Dahin schickten sie sich wohl recht gut. Die mehresten Kirchhöfe stehen ja so kahl da, wie ein Anger!

V. Wenn nun dieß geschähe, so könnten sich doch wenigstens die Pfarrers und Schulmeisters Kinder etwas damit verdienen, und wenn es auch nur die Schuhe und Strümpfe wären, die sie jährlich nöthig haben, so ists doch etwas —

Und das Beste wäre, daß sie sich dabey fein früh zu einer anständigen und nützlichen Arbeit gewöhnten —

So rief jemand hinter uns, und, da ich mich umsahe, war es der Herr von Assof, der uns in der

Stille nachgefolgt war. Ich mußte sogleich mit ihm in den Gasthof gehen, und ihm erzählen, was ich gesehen hatte, wo ich von ihm allerley erfuhr, das er gesehen und gehöret hatte. Er lobte mir einige brave Leute, die er hatte kennen lernen, deren Namen mir aber entfallen sind.

Am mehresten lobte er mir das Schulmeisterseminarium, wo junge Leute, die Schulmeister werden wollen, gelehret werden, wie sie Kinder unterrichten sollen, und auch wirklich Kindern, nach der Art, die Ihnen ist beygebracht worden, Unterricht ertheilen müssen. Es gefiel ihm vorzüglich, daß die Kinder angeführet würden, eine gute Hand zu schreiben, die Natur kennen zu lernen, und aus dem Kopfe zu rechnen. Hierinne hätten sie es viel weiter gebracht, als ich.

Aha, sagte ich, das ist so ein Seminarium, wie eins in meiner Vaterstadt sollte errichtet werden, das aber nicht zu Stande kam, weil sich die Bürgerschaft dagegen setzte.

Das muß auch, sagte er, eine sehr einfältige Bürgerschaft gewesen seyn. Jede Gemeine, die Schaafe hält, wünscht sich ja einen guten Schäfer zu haben, sollte sich nicht noch mehr jede Gemeine, die Kinder hat, einen guten Schulmeister wünschen? Wenn der Schäfer eine Herde verwahrloset, daß sie sich faul frißt, so ist es zwar ein Schade. Aber wenn die Schaafe den Winter hindurch crepiret sind, so kauft man im Frühjahr andere, und der Verlust ist das folgende

Jahr

Jahr verschmerzt. Wenn aber die Jugend in einem Dorfe verwahrloset wird, so ist das ein Schade, der in hundert Jahren nicht wieder gut gemacht werden kann. Die Brut bleibt, wird größer, beweibt sich, zeugt Kinder, die ihrem Bilde ähnlich sind — das ist ein Schade, den kein Mensch berechnen kann. Deswegen glaube ich immer, die größte Wohlthat, die einem Lande erwiesen werden kann, ist — ein gutes Schulmeisterseminarium.

Ich schrieb nun ein, was ich den Tag über gelernt hatte, und legte mich hernach zur Ruhe.

Ende des ersten Theils.

Nachricht.

Den Boten aus Thüringen werde ich noch ferner fortsetzen. Die Absicht desselben ist, durch Erzählungen und Gespräche, in die niedern Stände soviel Licht zu bringen, als für sie Bedürfniß ist, vorzüglich sie zu belehren, wie sie sich eine dauerhafte Gesundheit verschaffen, ihre ökonomischen Umstände verbessern, die Thiere und Pflanzen, die um sie sind, besser benutzen, ihre Kinder gut erziehen, eine vergnügte Ehe führen, und sich bey den Widerwärtigkeiten dieses Lebens beruhigen können. Materien, über die sich nur der aufgeklärtere Theil der Nation besprechen darf, vermeide ich entweder ganz, oder behandle sie mit möglichster Delikatesse. Wenn nun aber meine Absicht erreicht werden soll, so — muß das Blat gelesen werden!

Ich ersuche daher alle Herrschaften, Amtleute, Superintendenten, Prediger und Schullehrer, die das Gute lieben, und sich von der Güte meiner Absicht überzeugen können, zur Verbreitung dieses Blats beförderlich zu seyn. Auf der Zeitungsexpedition in Gotha kostet der Jahrgang 18 gute Groschen, auf der Post, nach dem Verhältnisse der Entfernung, etwas mehr. Auch kann man es von der Crusiussischen Buchhandlung in Leipzig, von der Herrmannischen zu Frankfurt am Mayn, und von der Felseckerischen in Nürnberg erhalten. Wer in entferntern Gegenden, in welche die Gothaischen Zeitungsboten nicht kommen, auf 12 Exemplare Bestellungen machen will, kann sich deswegen unmittelbar an mich wenden, und die billigsten Bedingungen erwarten. Gewöhnlich wird wöchentlich 1 Bogen ausgegeben, wovon die eine Hälfte politische Nachrichten enthält. Man kann dieß Blat aber auch ohne Zeitungsnachrichten, von den Posten für 12 gute Groschen, erhalten. Schnepfenthal, den 14ten Merz, 1791.

Salzmann.

Nachricht.

Den Boten aus Thüringen werde ich noch ferner fortsetzen. Die Absicht desselben ist, durch Erzählungen und Gespräche, in die niedern Stände soviel Licht zu bringen, als für sie Bedürfniß ist, vorzüglich sie zu belehren, wie sie sich eine dauerhafte Gesundheit verschaffen, ihre ökonomischen Umstände verbessern, die Thiere und Pflanzen, die um sie sind, besser benutzen, ihre Kinder gut erziehen, eine vergnügte Ehe führen, und sich bey den Widerwärtigkeiten dieses Lebens beruhigen können. Materien, über die sich nur der aufgeklärtere Theil der Nation besprechen darf, vermeide ich entweder ganz, oder behandle sie mit möglichster Delikatesse. Wenn nun aber meine Absicht erreicht werden soll, so — muß das Blat gelesen werden!

Ich ersuche daher alle Herrschaften, Amtleute, Superintendenten, Prediger und Schullehrer, die das Gute lieben, und sich von der Güte meiner Absicht überzeugen können, zur Verbreitung dieses Blats beförderlich zu seyn. Auf der Zeitungsexpedition in Gotha kostet der Jahrgang 18 gute Groschen, auf der Post, nach dem Verhältnisse der Entfernung, etwas mehr. Auch kann man es von der Crusiussischen Buchhandlung in Leipzig, von der Herrmannischen zu Frankfurt am Mayn, und von der Felseckerischen in Nürnberg erhalten. Wer in entferntern Gegenden, in welche die Gothaischen Zeitungsboten nicht kommen, auf 12 Exemplare Bestellungen machen will, kann sich deswegen unmittelbar an mich wenden, und die billigsten Bedingungen erwarten. Gewöhnlich wird wöchentlich 1 Bogen ausgegeben, wovon die eine Hälfte politische Nachrichten enthält. Man kann dieß Blat aber auch ohne Zeitungsnachrichten, von den Posten für 12 gute Groschen, erhalten. Schnepfenthal, den 14ten Merz, 1791.

Salzmann.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salzman, Christian G

Constants curiose Lebensgeschichte und sonderbare Fatalitäten ein Buch fü
rs Volk besonders für Handwerksburschen

Bd.: 1

Leipzig 1791

P.o.germ. 1198 d-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117567-8
VD18 90522648-001